Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1033ter bis 1035ter Band.

Enthält:

Die sieben Todsünden.

I.

1tes bis 3tes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1847.

Das
belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

1033ter bis 1035ter Band.

Enthält:

Die sieben Todsünden.

I.

1tes bis 3tes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die sieben Todsünden,

von

Eugène Sue.

Erste Abtheilung.

Die Hoffart oder die Herzogin.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Sie hatte ein Laster, die Hoffart, das bei ihr die Stelle aller guten Eigenschaften einnahm.

Erstes Kapitel.

Der Commandant Bernard, ein Kind aus dem Pariser Volk, hatte sich, nachdem er dem Kaiserreich in der Gardemarine und der Restauration als Schiffslieutenant gedient, einige Zeit nach 1830 mit dem ehrenvollen Grade eines Fregattenkapitäns zurückgezogen.

Mit Wunden bedeckt, häufig wegen seiner glänzenden Waffenthaten in den Seegefechten des indischen Krieges in den Tagesbefehl gesetzt und später unter den tapferen Soldaten im russischen Feldzug aufgeführt, hatte Bernard, der, ein schlichter, einfacher Mann, bescheiden von seinem kaum für seine Bedürfnisse genügenden Ruhegehalt lebte, eine kleine Wohnung in einer der einsamsten Straßen der Batignolles, dieser neuen Vorstadt von Paris, inne. Eine alte Haushälterin, Namens Madame Barbançon, war seit zehn Jahren im Dienst des Commandanten Bernard: obgleich ihm äußerst zugethan, machte sie ihm doch zuweilen, wie man zu sagen pflegt, das Leben sehr sauer.

Die würdige Frau hatte eine despotische, argwöhnische Laune und gefiel sich, ihren Herrn oft daran zu erinnern, daß sie, um bei ihm einzutreten, eine gewisse gesellschaftliche Stellung verlassen hatte.

Madame Barbançon war, um Alles zu sagen, Hebammengehülfin bei einer Practicirenden von Ruf gewesen.

Das Andenken an ihre ehemaligen Functionen war für Madame Barbançon ein unerschöpflicher Text geheimnißvoller Geschichten: sie erzählte besonders gern das Abenteuer einer jungen verlarvten Person, welche unter dem Beistande der Hebamme insgeheim ein reizendes Mädchen zur Welt gebracht hatte; dieses Mädchen hatte Madame Barbançon zwei Jahre hindurch mit ganz besonderer Sorgfalt gehegt und gepflegt, wonach das Kind von einem Unbekannten zurückgefordert worden war.

Vier bis fünf Jahre nach diesem merkwürdigen Ereigniß verließ Madame Barbançon ihre Practicirende und verband in ihrer Person die beiden Functionen einer Krankenwärterin und einer Haushälterin.

Der Commandant Bernard, der ungemein an alten Wunden litt, die sich wieder geöffnet hatten, bedurfte um diese Zeit einer Wärterin; er war so zufrieden mit der Pflege von Madame Barbançon, daß er ihr den Eintritt in seinen Dienst vorschlug.

„Das wird Ihr Invalidenhaus sein, Madame Barbançon,“ sagte der Veteran; „ich bin nicht sehr wild, und wir werden ruhig mit einander leben.“

Madame Barbançon willigte von ganzem Herzen ein, erhob sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Posten der Vertrauten des Herrn Commandanten Bernard und wurde allmälig eine wahre gebietende Dienerin.

Wenn man sah, mit welcher engelischen Geduld er die Tyrannei seiner Haushälterin ertrug, so hätte man den alten Seemann eher für einen friedlichen Rentier, als für einen der bravsten Soldaten des Kaiserreichs halten sollen.

Der Commandant Bernard liebte leidenschaftlich die Gärtnerei; er widmete seine Sorgfalt besonders einer kleinen, von seinen Händen vergitterten und mit Waldreben, Hopfen und Geisblatt bedeckten Laube; hierher setzte er

sich mit Vergnügen nach seinem frugalen Mittagsbrode, um seine Pfeife zu rauchen und von seinen Feldzügen und alten Waffenbrüdern zu träumen. Diese Laube bezeichnete die Gränze der Grundbesitzungen des Commandanten; denn obgleich sehr klein, war doch der Garten in zwei Theile getheilt. Der eine steigerte, der Sorge von Madame Barbançon überlassen, seine Ansprüche bis auf die Nützlichkeit. Der andere Theil, dessen Direction der Veteran allein hatte, war der Annehmlichkeit vorbehalten.

Die scharfe Abgränzung dieser zwei Erdgevierte hatte abermals Anlaß zu einem dumpfen, aber erbitterten Streit zwischen dem Commandanten und seiner Haushälterin gegeben. Nie entwickelten zwei Nachbarstaaten, eifersüchtig, ihre Gränzen auf Kosten von einander auszudehnen, so viel List, so viel Geschicklichkeit, so viel Beharrlichkeit, um ihre gegenseitigen Bemächtigungsversuche zu verbergen, zu vereiteln oder zu sichern.

Dem Commandanten muß man zum Ruhm nachsagen, daß er für die Gerechtigkeit kämpfte. Er wollte nichts erobern, sondern es lag ihm nur daran, streng die Unantastbarkeit seines Gebietes zu bewahren, das die abenteuerliche und unersättliche Haushälterin häufig unter dem Vorwand von Petersilie, Pimpinelle, Zipolle, Thymian, Dragun, Malve, Camille und anderen Pflanzen verletzte, deren Anbau sie um jeden Preis auf Kosten der Rosenstöcke, der Tulpen und der Gichtrosen ausdehnen wollte.

Eine andere Ursache eines oft spaßhaften Streites zwischen dem Commandanten und Madame Barbançon war der unversöhnliche Haß, den diese Napoleon geschworen hatte, welchem sie den Tod eines Veliten der jungen Garde, den sie in ihrer Jugend leidenschaftlich geliebt, nicht verzeihen konnte.

Hievon rührte ein unversöhnlicher Groll gegen den Kaiser her, den sie mit stolzem Wesen als ehrgeizigen Despoten, als Wehrwolf von Corsica behandelte, dem sie auch kaum einige militärische Ueberlegenheit zuge-

stand, was die Heiterkeit des Veterans auf den höchsten Grad steigerte.

Nichtsdestoweniger, trotz dieser ernsten politischen Uneinigkeiten und der fortdauernden brennenden Frage der Gränze der zwei Gärtchen, war Madame Barbançon ihrem Herrn treu ergeben und ließ ihm alle Zuvorkommenheiten, alle Aufmerksamkeiten angedeihen, und dem Veteran wäre es seinerseits sehr schwer gefallen, wenn er der Pflege seiner Haushälterin hätte entbehren müssen.

Das Frühjahr 1844 war seinem Ende nahe, das Grün des Monats Mai glänzte in seiner ganzen Frische; es hatte drei Uhr Nachmittags geschlagen; obgleich der Tag warm und die Sonne glühend war, zeugte doch ein guter Geruch von frischem Gras in Verbindung mit dem Dufte einiger kleiner blühender Flieder- und Jasminbüsche für die providentielle Sorge des Commandanten für sein Gärtchen.

Mit seinen Gießkannen, die er häufig und fleißig aus einer in die Erde eingegrabenen Kufe füllte, die sich den Namen eines Bassin anmaßte, hatte der Veteran auf der dürstenden Erde einen erfrischenden Regen ausgebreitet; in seiner edlen Unparteilichkeit hatte er von den Wohlthaten seines künstlichen Thaues nicht einmal die culinarischen und pharmaceutischen Beete seiner Haushälterin ausgeschlossen.

In einer Gärtnertracht, mit einer runden Jacke von grauem Drillich und einem großen Strohhut, ruhte der Veteran von der Mühe, die er sich gemacht, unter der Laube aus, die sich schon mit kräftigen Schößlingen von Hopfen und Waldreben schmückte, und trocknete sich den Schweiß ab, der von seiner kahlen Stirne floß; sein sonnverbranntes Gesicht hatte einen Ausdruck seltener Treuherzigkeit und Güte, jedoch mit dem Gepräge eines gewissen martialischen Charakters, der seinem dichten Schnurrbart, der eben so weiß war, als seine bürstenartig geschnittenen Haare, zugeschrieben werden mußte.

Nachdem er sein kleines Sacktuch mit den blauen

Vieređen in die Tasche gesteckt hatte, nahm der Veteran von einem unter der Laube stehenden Tisch seine Kummer-Pfeife, stopfte sie, zündete sie an und begann, gut in einen alten Lehnstuhl von geflochtenen Binsen eingenistet, die Schönheit des Tages genießend, zu rauchen.

Man hörte kein anderes Geräusch, als das Pfeifen einiger Amseln und von Zeit zu Zeit ein Trällern von Madame Barbançon, welche eben beschäftigt war, sich einen kleinen Vorrath von Petersilien und Pimpinellen für das Abendbrod zum Salat zu holen.

Wäre der Veteran nicht von der Natur mit stählernen Nerven ausgerüstet gewesen, so müßte die süße Ruhe seines far niente schmerzlich durch den unablässigen Refrain seiner Haushälterin gestört worden sein; diese hatte durch eine ferne Jugenderinnerung, (welche sich auf den so sehr beklagten Veliten bezog), eine ausschließliche Neigung für eine naive Romanze aus vergangenen Zeiten, betitelt: Der arme Jacques, gefaßt.

Leider travestirte die Haushälterin auf die ungereimteste Weise die einfachen Worte dieses reizend schwermüthigen Liedes.

So sang Madame Barbançon ganz unerschrocken die zwei letzten Verse dieser Romanze auf folgende Weise:

Doch nun, da ich von Dir geschieden,
Eß' ich von Allem auf der Erd'.*)

Was besonders bei dieser unabänderlich mit einer eben so falschen, als näselnden Stimme wiederholten Cantilene schauerlich klang, war der klagende, trostlose Ausdruck, mit dem Madame Barbançon, schwermüthig den Kopf schüttelnd, den letzten Vers:

„Eß' ich von Allem auf der Erd',"

betonte.

---

*) Statt: Fehlt mir's an Allem auf der Erd'.

Seit bald zehn Jahren hielt der Commandant Bernard heldenmüthig diesen Refrain aus. Nie hatte der würdige Seemann dem grotesken Sinn, den Madame Barbançon dem letzten Vers der Romanze gab, eine Aufmerksamkeit geschenkt.

Zufällig fiel dem Veteran an diesem Tag der Sinn dieser Worte auf, und es kam ihm vor, als wäre von Allem auf der Erde essen nicht gerade eine strenge Folge des Beklagens einer Abwesenheit. Als er zum zweiten Mal dem Refrain seiner Haushälterin ein unparteiisches und aufmerksames Ohr geschenkt hatte, rief er auch, indem er seine Pfeife auf den Tisch legte:

„Ah! was für eine Teufelsposse singen Sie uns denn da, Mama Barbançon?"

Madame Barbançon richtete sich auf und erwiederte mit spitzigem Tone:

„Ich singe eine reizende Romanze, betitelt: Der arme Jacques, mein Herr; Jeder nach seinem Geschmack ... es steht Ihnen frei, sie possenhaft zu finden. ... Es ist übrigens nicht erst seit gestern, daß Sie mich sie singen hören."

„Oh! nein, es ist gewiß nicht erst seit gestern!" sagte der Commandant mit einem Seufzer unschuldigen Vorwurfs.

„Ich habe sie gelernt, diese hübsche Romanze," sprach die Haushälterin, einen tiefen Seufzer ausstoßend, „in einer Zeit ... in einer Zeit ... kurz, das genügt," fügte sie, in den tiefsten Grund ihres Herzens das stets lebendige Beklagen ihres Veliten zurückdrängend, bei.

„Diese Romanze ... ich sang sie auch jener verlarvten jungen Dame, welche zu uns kam, um insgeheim zu gebären, und ..."

„Die Romanze ist mir lieber," rief der Veteran, der, von dieser ewigen Wiederholung bedroht, Madame Barbançon rasch unterbrach, „ja, ich ziehe die Romanze der Geschichte vor, das ist minder lang; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich begreife, was das bedeutet! ..."

„Doch nun, da ich von Dir geschieden, eß' ich von Allem auf der Erd'."

„Wie, mein Herr, Sie begreifen das nicht?"

„Nein."

„Es ist doch so einfach . . . aber die Militäre haben ein hartes Herz."

„Seien wir ein wenig vernünftig, Madame Barbançon. Da ist eine Frauensperson, welche in ihrem Kummer darüber, daß der arme Jacques abwesend ist, von Allem auf der Erde speist?"

„Gewiß, mein Herr, ein Kind würde das begreifen."

„Ich nicht."

„Wie? Sie begreifen das nicht? diese Unglückliche ist so trostlos seit dem Abgang des armen Jacques, daß sie von Allem ißt . . . auf der Erde; ohne auf irgend etwas aufmerksam zu sein, würde sie gleichviel Alles essen . . . Gift sogar . . . die Unglückliche . . . so gleichgültig ist ihr das Leben . . . denn sie ist wie eine verdammte Seele; sie weiß nicht mehr, was sie thut; kurz, sie ißt von Allem, was ihr in die Hände fällt . . . und das entreißt Ihren Augen keine Thränen, mein Herr?"

Der Veteran hatte mit einer tiefen Aufmerksamkeit die Erläuterung von Madame Barbançon gehört, und es ist nicht zu leugnen, diese Glose kam ihm nicht ganz sinnlos vor; nur schüttelte er den Kopf und sagte in der Manier des Zusammenfassens:

„Das lasse ich mir gefallen, nun verstehe ich . . . doch gleichviel, diese Romanzen sind immer ein wenig an den Haaren herbeigezogen."

„Der arme Jacques, . . . an den Haaren herbeigezogen!! Oh! wenn man das sagen kann!!" rief Madame Barbançon, entrüstet über das vermessene Urtheil ihres Herrn.

„Jeder nach seinem Geschmack," versetzte der Veteran, „mir sind unsere alten Matrosenlieder lieber, man weiß, um was sich das dreht, und das braucht kein Kopfzerbrechen."

Und der alte Seemann stimmte mit einer eben so mächtigen, als falsch lautenden Stimme folgendes Lied an:

„Sardinen wollt der Fischer fangen ...
Und Häringe im Orient ...“

„Mein Herr!“ rief Madame Barbançon, ihren Gebieter mit einer zugleich schamhaften und zornigen Miene unterbrechend, denn sie kannte das Ende dieser Romanze, „Sie vergessen, daß Frauen hier sind.“

„Ah bah! wo denn?“ fragte neugierig der Veteran, der den Hals ausstreckte, um aus seiner Laube hinauszuschauen.

„Mir scheint, mein Herr, man braucht nicht so fern zu schauen,“ sagte die Haushälterin mit Würde. „Ich stehe Ihnen nahe genug vor den Augen.“

„Das ist wahr, Mama Barbançon, ich vergesse immer . . . daß Sie zum schönen Geschlecht gehören . . . Gleichviel, meine Romanze ist mir lieber, als die Ihrige. Dieses Lied war in der Mode auf der Fregatte Armida, auf der ich mich als Neuling mit vierzehn Jahren eingeschifft habe, und später sangen wir es auf dem Festlande, als ich bei der kaiserlichen Gardemarine war . . . Ah! das war eine schöne Zeit, ich war damals noch jung.“

„Ja, und: Bu...u...onaparte (wir müssen nothwendig diesen Namen so orthographiren und accentuiren, um die verächtliche und bitter zornige Weise fühlbar zu machen, mit der Madame Barbançon den Namen des großen Mannes aussprach, der den Tod des Veliten verursacht hatte), ja, und Buuonaparte war an Eurer Spitze.“

„Gut, Mama Barbançon, ich sehe Sie kommen,“ sagte lachend der alte Seemann, „der Wehrwolf von Corsica ist nicht mehr fern. Armer Kaiser!“

„Ja, mein Herr, Ihr Kaiser war ein Wehrwolf, und wenn es nur das wäre!“

„Wie, er war noch etwas Schlimmeres, als ein Wehrwolf?"

„Ja, ja, lachen Sie, es ist ein Gräuel."

„Was denn?"

„Nun wohl, mein Herr; als der Wehrwolf von Corsica den Papst in Fontainebleau in seiner Gewalt hatte, wissen Sie, was er unserem heiligen Vater schändlicher Weise angethan hat, Ihr Buuonaparte?"

„Nein, Madame Barbançon, bei meinem Ehrenworte, ich weiß es nicht."

„Sie werden nicht sagen, das sei falsch, denn ich habe es von einem Veliten der jungen Garde ..."

„Der zu dieser Stunde hübsch von der alten sein muß; doch lassen Sie Ihre Geschichte hören."

„Nun wohl, mein Herr, Ihr Buuonaparte hat die Schändlichkeit gehabt, um den Papst zu demüthigen, ihn im großen Costume an den kleinen Wagen des Königs von Rom zu spannen und sich von diesem armen heiligen Vater durch den Park von Fontainebleau ziehen zu lassen ... um in dieser Equipage der Kaiserin Josephine, einem Engel voll Religion, die Scheidung anzukündigen."

„Wahrhaftig, Mama Barbançon," sagte der alte Seemann, der vor Lachen beinahe erstickte, „dieser ruchlose Kaiser hat im Wagen des Königs von Rom, gezogen vom Papst, der Kaiserin Josephine die Ehescheidung angekündigt?"

„Ja, mein Herr, um sie wegen ihrer Religion zu peinigen, diese liebe Prinzessin, wie er sie auch nöthigte, alle Charfreitage einen großen Schinken zu essen ... und zwar in Gegenwart von Rustan, seinem abscheulichen Mamelucken, und dabei ließ er sie an diesem Tag von Priestern bedienen, in der Absicht, die Geistlichkeit zu demüthigen, weil dieser schändliche Rustan sich vor ihnen rühmte, er sei ein Muselmann, und von seinem Serail und seinen schamlosen Bajaderen sprach, so daß diese armen Priester roth wurden wie Herzkirschen ... Darüber

braucht man nicht in ein Gelächter auszubrechen, mein Herr; zur Zeit wußte das Jedermann, sogar . . ."

Leider konnte die Haushälterin nicht fortfahren; ihre furchtbaren antibuuonapartistischen Anschuldigungen wurden durch ein kräftiges Klingeln unterbrochen, und sie wandte sich hastig nach der Hausthüre.

. . . .

Einige Worte der Erläuterung sind nothwendig, ehe wir eine neue Person, Olivier Raimond, den Neffen des Commandanten Bernard, einführen:

Die Schwester des Veterans hatte einen Expeditor im Ministerium des Innern geheirathet; nach einer Ehe von einigen Jahren starb der Commis und hinterließ eine Witwe und einen Sohn im Alter von acht Jahren. Einige Freunde des Verstorbenen verwandten sich für den Knaben und verschafften ihm ein Stipendium in einem Colleg.

Ohne Vermögen und ohne ein Recht auf eine Pension, suchte sich die Witwe ihren Unterhalt selbst durch ihre Arbeit zu erwerben. Doch nach einigen Jahren einer armseligen und emsigen Existenz hinterließ sie ihren Sohn als Waise, ohne einen andern Verwandten, als seinen Oheim Bernard, der damals Schiffslieutenant und Commandant einer Goelette war, welche zu einer der Stationen der Südsee gehörte.

Als der alte Seemann nach Frankreich zurückkam, um sich hier in Ruhestand zu begeben, fand er seinen Neffen, der eben sein letztes Jahr in der Philosophie beendigte. Ohne große Siege in der gelehrten Schule davongetragen zu haben, hatte Olivier wenigstens den unentgeldlichen Unterricht vollkommen benützt; leider war aber dieser Unterricht, wie dies immer geschieht, keineswegs praktisch und sicherte in keiner Hinsicht seine Lage, seine Zukunft beim Austritt aus dem Colleg.

Nachdem er lange über die zweifelhafte Lage seines Neffen, den er zärtlich liebte, nachgedacht hatte, und als er sich in Betracht seines mäßigen Ruhegehalts außer

Stand sah, seinen Neffen wirksam zu unterstützen, sagte der Commandant Bernard zu Olivier:

„Mein armes Kind . . . wir haben nur einen Entschluß zu fassen. Du bist stark, brav, verständig; Du hast eine Erziehung erhalten, welche Dich wenigstens der Mehrzahl der armen jungen Leute, die das Schicksal zur Armee schickt, überlegen macht: die Rekrutirung wird Dich im nächsten Jahre treffen, komm' dem Augenblick zuvor, werde Soldat, und Du kannst Dir wenigstens Deine Waffe wählen . . . Man schlägt sich in Afrika; in fünf bis sechs Jahren kannst Du Officier sein . . . das ist wenigstens eine Laufbahn . . . Wenn Dir jedoch der Militärstand zu sehr widerstrebt, mein liebes Kind, so werden wir auf etwas Anderes bedacht sein. Wir leben von meinen tausend Franken Ruhegehalt, bis Du irgendwo unterkommst . . . Ich mache Dir nicht den Vorschlag, bei der Marine einzutreten, es ist zu spät; man muß sich jung an dieses ausnahmsweise und harte Leben gewöhnen, sonst wird man beinahe immer ein schlechter Seemann . . . Nun wähle."

Olivier wählte nicht lange. Drei Monate nachher trat er in Militärdienste unter der Bedingung, den Chasseurs d'Afrique einverleibt zu werden. Nachdem er ein Jahr gedient, war er Fourier, zwei Jahre nachher für eine glänzende Waffenthat decorirt, und im Jahr darauf Oberquartiermeister.

Zu seinem Unglück war Olivier, von einem jener hartnäckigen Fieber befallen, die nur das Klima Europas zu heilen vermag, genöthigt, Afrika in dem Augenblick zu verlassen, wo er auf Officiersepauletten hoffen durfte; sehr krank nach Frankreich zurückgeschickt, hatte man ihn nach seiner Heilung einem Husarenregiment einverleibt. Nachdem er achtzehn Monate bei seinem Corps präsent gewesen, kam er nach Paris, um hier ein Semester zuzubringen und das bescheidene Leben seines Oheims zu theilen.

Die Wohnung des alten Seemanns bestand aus einer

kleinen Küche, an welche das Zimmer von Madame Barbançon stieß, aus einem Eingang, der als Speisesaal diente, und aus einem andern Zimmer, wo der Commandant und sein Neffe schliefen. In einer Bedenklichkeit voll Zartgefühl hatte dieser übrigens, weil er die dürftige Lage des Veterans kannte, nicht müßig bleiben wollen: da er eine herrliche Handschrift besaß und bei seinen Functionen als Fourier das Rechnungswesen hinreichend erlernt hatte, so fand er leicht bei den kleinen Handelsleuten der Gemeinde der Batignolles einige Rechnungen zu führen; weit entfernt, dem Veteran zur Last zu sein, fügte der junge Unterofficier (in geheimem Einverständniß mit Madame Barbançon, Tresoriere der Haushaltung), jeden Monat seine kleine Ersparniß den 80 Franken Ruhegehalt bei, die der Commandant bezog, und bereitete ihm noch sogar zuweilen Ueberraschungen, über welche der würdige Mann zugleich entzückt und betrübt war, da er wußte, wie viel Arbeit sich Olivier auferlegte, um einiges Geld zu gewinnen.

Von einem glänzenden Geist, heiter, von Kindheit an an alle Entbehrungen gewöhnt. Anfangs durch das Leben als verwaister Stipendiat, später durch die Wechselfälle seines Soldatenlebens in Afrika, gut, offenherzig, brav aus Temperament, hatte Olivier nur einen Fehler, wenn man eine argwöhnische, übermäßige Empfindlichkeit in Beziehung auf Geldfragen, so geringfügig und gleichgültig sie auch scheinbar sein mochten, einen Fehler nennen darf; ein einfacher und armer Soldat, trieb er den Scrupel so weit, daß er die bescheidensten Einladungen seiner Regimentskameraden ausschlug, wenn er nicht immer seine Zeche bezahlte; dieses außerordentliche Zartgefühl wurde Anfangs verspottet und als Affectation behandelt; aber zwei Duelle, aus denen Olivier wacker hervorging, verschafften diesem bezeichnenden Charakterzug des jungen Soldaten Glauben und Achtung.

Mit Allem zufrieden, zu Allem bereit, belebte übrigens

Olivier auf eine unglaubliche Weise durch seine Lebhaftigkeit und Heiterkeit das Hauswesen seines Oheims.

In seinen seltenen müßigen Augenblicken läuterte der Unterofficier seinen Geschmack dadurch, daß er die großen Dichter las, oder auch, daß er mit seinem Oheim grub, begoß, gärtelte, wonach Beide ihre Pfeife, von Krieg und Reisen plaudernd, rauchten. Ein ander Mal erinnerte er sich an die culinarischen Kenntnisse, die er sich in seinen afrikanischen Bivouaks erworben hatte, und er leitete dann Madame Barbançon bei der Bereitung von Hammelsschnitten am Spieß gebraten und von Gerstenfladen; bei diesen gastronomischen Lehrstunden ging es indessen nie ohne tolle Spöttereien in Beziehung auf Buonaparte ab. Die Haushälterin zankte und schnauzte Olivier Raimond wenigstens ebenso sehr an, als sie ihn liebte . . . Mit einem Wort, die Gegenwart des jungen Unterofficiers war ein so glücklicher Zwischenfall im eintönigen Leben des Veterans und seiner Haushälterin, daß Beide mit Traurigkeit daran dachten, es seien schon zwei Monate von dem Semester von Olivier abgelaufen.

Durch die äußere Glocke benachrichtigt, wandte sich also Madame Barbançon nach der Thüre, die sie rasch dem Neffen des Veterans öffnete.

Zweites Kapitel.

Olivier Raimond, ein junger Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren hatte eine anziehende, ausdrucksvolle Physiognomie; seine kurze Uniformsjacke von blauem Tuch (geschmückt mit dem rothen Band) und mit goldgelben Borten besetzt, seine himmelblaue Hose hoben vollkommen

seine geschmeidige, zierliche, schlanke Taille hervor, während sein kleiner, ebenfalls himmelblauer Kepi, seitwärts gesetzt auf sein kurzes, wie sein in die Höhe stehender Schnurrbart, kastanienbraunes Hauptthaar, seiner Person eine äußerst gefällige militärische Tournure verliehen; nur hielt Olivier an diesem Tag statt eines Säbels unter seinem linken Arm ein dickes Bündel Papiere und in seiner rechten Hand ein furchtbares Paquet Federn.

Als der junge Unterofficier diese friedlichen Werkzeuge auf einen Tisch gelegt hatte, rief er freudig:

„Guten Morgen, Mama Barbançon."

Und er wollte zwischen seine zehn Finger den knochigen Leib der Haushälterin schließen.

„Wollen Sie wohl ein Ende machen . . . schlimmer Geselle!"

„Ah! ja wohl . . . ich fange erst an . . . ich muß Sie verführen, Mama Barbaçnon."

„Mich verführen?"

„Durchaus . . . es ist unerläßlich . . . ich bin dazu genöthigt."

„Und warum?"

„Damit Sie mir eine Gnade, eine Gunst bewilligen."

„Sprechen Sie . . . was ist es?"

„Vor Allem . . . wo ist mein Oheim?"

„Er raucht seine Pfeife unter der Laube."

„Gut . . . Erwarten Sie mich hier, Mama Barbançon, und machen Sie sich auf etwas Unerhörtes gefaßt."

„Auf etwas Unerhörtes, Olivier?"

„Ja . . . auf etwas Ungeheuerliches . . . auf etwas Unmögliches."

„Ungeheuerliches, Unmögliches!" wiederholte Madame Barbançon ganz verwundert, als sie den jungen Mann sich nach der Laube wenden sah.

„Guten Morgen, mein Kind, ich erwartete Dich nicht so früh," sprach der alte Seemann, seinem Neffen mit

freudigem Erstaunen die Hand reichend, „schon zurück, desto besser."

„Desto besser... desto besser," versetzte Olivier heiter. „Im Gegentheil, denn Sie wissen nicht, was Sie bedroht."

„Was denn?"

„Auf, mein Oheim, Muth gefaßt."

„Willst Du wohl ein Ende machen, verrückter Bursche."

„Schließen Sie die Augen ...und vorwärts."

„Vorwärts? wohin? gegen wen?"

„Gegen Madame Barbançon, mein braver Oheim."

„Warum?"

„Um ihr anzukündigen . . . daß ich . . . Jemand zum Mittagessen eingeladen habe."

„Ah! Teufel . . ." machte der Veteran.

Und er wich einen Schritt unter der Laube zurück, auf deren Schwelle er gerade stand.

„Zum Mittagessen auf heute," fuhr der Unterofficier fort.

„Ah! Wetter!" rief der Veteran.

Und diesmal wich er drei Schritte unter seiner Laube zurück.

„Und mehr noch," sprach Olivier, „mein Eingeladener . . . ist ein Herzog."

„Ein Herzog!! wir sind verloren!!" sagte der Veteran.

Und er flüchtete sich in den tiefsten Hintergrund seiner grünen Höhle, wo er sich wie in einer uneinnehmbaren Festung behaupten zu wollen schien.

„Der Teufel brenne mich, wenn ich es übernehme, Deine Einladung Madame Barbançon anzukündigen.

„Wie, mein Oheim? die Marine weicht zurück?"

„Das ist ein Handstreich, eine Vorposten-Affaire ... das geht die leichte Reiterei an. Du bist nicht umsonst Husar, mein Junge . . . Auf, gehe, nimm mir das als Fourrageur . . . Madame Barbançon ist gerade dort, siehst Du?"

„Ganz richtig, sie ist beim Bassin . . . das fällt in Ihr Element . . . in die Schiffsoperationen. Auf, mein Oheim, geentert!"

„Ah! mein Gott!... sie kommt... hier ist sie..." rief der Veteran, als er die Haushälterin sah, welche sich, sehr gereizt durch die paar Worte von Olivier, in der Hoffnung, ihre Neugierde zu befriedigen, näherte.

„Mein Oheim," sprach entschlossen der junge Soldat in dem Augenblick, wo Madame Barbançon auf der Schwelle der Laube erschien, „jeder Rückzug ist abgeschnitten . . . mein Eingeladener kommt spätestens in einer Stunde, wir müssen siegen oder sterben... vor Hunger... wir und mein Gast, dessen Namen ich Ihnen wenigstens sagen muß: es ist der Herzog von Senneterre."

„Mir mußt Du das nicht sagen, Unglücklicher!" erwiederte der Commandant, „nicht mir, sondern Mama Barbançon . . . hier ist sie."

Als die furchtbare Haushälterin ganz nahe war, rief Olivier:

„Mama Barbançon, mein Oheim hat Ihnen etwas zu sagen."

„Ich? der Teufel soll mich holen, wenn das wahr ist!" entgegnete der Veteran, während er sich den Schweiß mit seinem gevierecktenSacktuch abwischte; „Du hast mit ihr zu sprechen."

„Vorwärts, mein Oheim, Mama Barbançon ist nicht so schrecklich, als sie aussieht; gestehen Sie ihr die Sache in Liebe."

„Das ist Deine Angelegenheit, mein Junge. Sieh, wie Du zurechtkommst."

Nachdem sie abwechselnd den Oheim und den Neffen mit Neugierde und Unruhe angeschaut hatte, sagte die Haushälterin endlich zu ihrem Herrn:

„Sprechen Sie doch, was ist es denn?"

„Fragen Sie das Olivier, meine Liebe . . . Ich, was mich betrifft, mich geht das nichts an... ich wasche meine Hände."

„Nun, Mama Barbançon,“ sagte unerschrocken der junge Soldat, „statt der zwei Gedecke für unser Mittagsbrod . . müssen Sie drei legen! Das ist das Ganze!“

„Wie! drei Gedecke, Herr Olivier! warum drei?“

„Weil ich einen alten Kameraden vom Regiment zum Mittagessen eingeladen habe.“

„Jesus, mein guter Gott!“ rief die Haushälterin, mit mehr Schrecken als Zorn die Augen zum Himmel aufschlagend, „ein Gast . . . und das ist nicht der Tag, wo frisch gekocht wird . . . wir haben nichts als eine Zwiebelsuppe, eine Essigtunke mit Ochsenfleisch von gestern und einen Salat.“

„Ei! was wollen Sie denn mehr, Mama Barbançon,“ erwiederte freudig Olivier, der die Haushälterin viel widerspänstiger zu finden erwartet hatte. „Eine Zwiebelsuppe von Ihnen bereitet . . . eine Essigtunke und ein Salat von Ihnen gewürzt . . . das ist ein Göttermahl, und mein Kamerad Gerald wird es sich wie ein König schmecken lassen, bemerken Sie wohl, daß ich nicht sage Kaiser . . . Mama Barbançon.“

Diese zarte Anspielung auf die antibuonapartistische Gesinnung von Mama Barbançon ging unbemerkt vorüber.

In diesem Augenblick verschwand die grollende Geliebte des Veliten vor der Haushälterin.

Die Haushälterin sprach also mit dem Ton schmerzlichen Vorwurfs:

„Daß Sie nicht den Tag gewählt haben, wo der Topf frisch an's Feuer gestellt wird! Das war Ihnen so leicht, Herr Olivier!“

„Nicht ich habe den Tag gewählt... sondern mein Kamerad.“

„Aber, Herr Olivier, jeden Tag sagt man sich in der Gesellschaft ohne alle Umstände: „„Kommen Sie nicht heute, kommen Sie morgen, wir werden den Topf am Feuer haben.““ Man lebt im Ganzen nicht unter Herzogen und Pairs.“

Olivier hatte große Lust, die Angst der Haushälterin auf's Höchste zu steigern, indem er ihr sagen würde, es sei gerade ein Herzog, der ihre Essigtunke verzehren werde; doch da er die culinarische Eitelkeit von Madame Barbançon nicht auf diese harte Probe stellen wollte, so begnügte er sich, zu bemerken:

„Das Uebel ist geschehen, Madame Barbançon . . . und ich bitte Sie nur, mir keine Schmach vor einem alten Kameraden von der afrikanischen Armee anzuthun."

„Jesus . . mein Gott . . . wie können Sie das befürchten, Herr Olivier? Ich Ihnen eine Schmach anthun! ganz im Gegentheil . . . denn gern hätte ich gewollt . . . daß . . ."

„Es ist spät," unterbrach Olivier ihre Weheklagen, „mein Freund wird mit einem Soldatenhunger kommen... Ah! Madame Barbançon, haben Sie Mitleid mit uns."

„Es ist wahr, ich habe keine Zeit zu verlieren," sagte die Haushälterin.

Und die würdige Frau entfernte sich in aller Hast und wiederholte dabei voll Schmerz:

„Oh! daß er nicht einen Tag gewählt hat, wo frisch gekocht wird!"

„Uf! . . ." machte der Veteran, als die Haushälterin weggegangen war, „ich athme. Nun! sie hat die Sache besser genommen, als ich es geglaubt hätte . . . Du hast sie bezaubert . . . Doch nun ist die Reihe an uns, Herr Neffe! Konntest Du mir nicht Nachricht geben, daß Dein Freund wenigstens ein leidliches Essen gefunden hätte? Du ladest so ganz unversehens ein: und obendrein ist es noch ein Herzog . . . Aber sage mir, wie kommt es, daß Du einen Herzog zum Kameraden bei den Chasseurs d'Afrique hattest?"

„Hören Sie die Geschichte mit zwei Worten, mein Oheim; ich erzähle sie Ihnen, weil Sie sogleich meinen Freund Gerald lieben werden, denn er ist nicht sehr von jener Race und jenem Schlage, das versichere ich Sie... Er und ich, wir waren Classekameraden im Collége=Louis

le-Grand gewesen. Ich gehe nach Afrika . . . wen sehe ich nach Verlauf von sechs Monaten im Quartier ankommen (wir waren damals in Oran)? meinen Freund Gerald in der Jacke und in der Stallhose . . ."

„Als ein einfacher Reiter?"

„Als ein einfacher Reiter."

„Wie? ohne Zweifel ein reicher, vornehmer Herr, ist er nicht in Saint-Cyr eingetreten?"

„Nein, mein Oheim."

„Ein Laune also? Eigensinn?"

„Nein, mein Oheim," sprach Olivier mit dem Tone inniger Ueberzeugung, „das Benehmen von Gerald war im Gegentheil vollkommen überlegt; er ist in der That sehr vornehmer Herr von Geburt, denn er ist, wie gesagt, Herzog von Senneterre."

„Ja, man findet häufig diesen Namen in der Geschichte von Frankreich," sagte der alte Seemann.

„Der Adel des Hauses Senneterre ist nicht nur alt, sondern auch berühmt, mein Oheim; übrigens hat die Familie von Gerald den größeren Theil des ungeheuren Vermögens, das sie einst besaß, verloren; es bleiben ihnen, glaube ich, nur etwa vierzig tausend Livres Rente . . . Das ist viel für Jedermann; doch es ist wenig, wie man sagt, für Personen von hoher Geburt, und überdies hat Gerald zwei Schwestern . . . zu verheirathen."

„Ah! sage mir, wie und warum ist Dein junger Herzog Soldat geworden?"

„Vor Allem, mein Oheim, ist dieser brave Junge sehr originell, sehr geistreich, und hat alle Arten von eigenen Gedanken. Als Gerald bei seinem Austritt aus dem Colleg in einem Alter war, wo ihn die Rekrutirung treffen sollte, sagte sein Vater (er hatte damals noch einen Vater), ganz natürlich zu ihm, er würde in eine Versicherungskasse einlegen, um ihn vor den Wechselfällen des Looses zu schützen. Wissen Sie, was dieser seltsame Junge erwiederte?"

„Laß hören."

„„Mein lieber Vater,““ sprach Gerald, „„es gibt eine Steuer, welche jeder Mann von Herz seinem Vaterlande entrichten muß, das ist die Steuer des Blutes, besonders wenn man sich irgendwo schlägt. Ich finde es also unedel, gegen Bezahlung von Geld den Gefahren des Kriegs durch Erkaufung eines armen Teufels entgehen zu wollen, der sich seinem Acker oder seinem Handwerk entreißt, um sich der Gefahr auszusetzen, an unserer Stelle getödtet zu werden ... Einen Mann kaufen ... heißt ... verzeihen Sie mir den Ausdruck, sich ein Patent feiger Leute mit dem Privilegium der Regierung geben. Da ich aber nun durchaus nicht nach diesem Privilegium begehre, so werde ich, wenn ich eine schlechte Nummer ziehe, als Soldat abgehen.““

„Ah! bei Gott! ich liebe Deinen jungen Herzog schon!!“ rief der Veteran.

„Nicht wahr, mein Oheim, das ist wacker gedacht,“ sprach Olivier mit einem Ausdruck freundschaftlichen Stolzes. „Obgleich ihm dieser Entschluß seltsam vorkam, war der Vater von Gerald doch zu sehr Ehrenmann, um ihn zu bekämpfen; Gerald ist dem Loos verfallen, und so kam er als einfacher Reiter zu den Chasseurs d'Afrique; er striegelte sein Pferd, that jeden Dienst wie ein Anderer, machte sein Geschäft rund ab und ging, ohne ein Wort zu sagen, in den Arrest, wenn er sich ohne Erlaubniß verspätete; mit einem Wort, es gab keinen bessern Reiter bei seinem Peloton.“

„Und dabei brav, nicht wahr?“ sagte der Veteran, immer mehr interessirt.

„Brav wie ein Löwe, und so funkelnd, so heiter, so fortreißend bei einem Angriff, daß seine Lebhaftigkeit einer ganzen Schwadron Feuer in den Leib gejagt hätte.“

„Doch mit seinem Namen, mit seinen Protectionen, hätte er rasch Officier werden müssen?“

„Er wäre es wahrscheinlich geworden, obgleich er sich nicht viel darum bekümmerte, denn sobald seine Zeit vorbei, sobald seine S c h u l d b e z a h l t sei, wie er sagte,

wollte er zurückkehren und das Leben in Paris genießen, das er leidenschaftlich liebt."

„Ein seltsamer Junge, Dein Herzog."

„Nachdem er drei Jahre gedient," fuhr Olivier fort, „war Gerald, wie ich, Oberquartiermeister; da wurde ihm eines Tags, als er verwegen eine Gruppe rother Reiter angriff, die Schulter von einer Kugel zerschmettert; zum Glück konnte ich ihn losmachen und sterbend auf meinem Pferde zurückbringen. Doch die Wunde von Gerald hatte solche Folgen, daß er seinen Abschied erhielt; er verließ den Dienst und kehrte nach Paris zurück. Schon verbunden durch unsere Erinnerungen aus dem Colleg, waren wir beim Regiment innige Freunde geworden. Wir haben einen Briefwechsel unterhalten; ich hoffte ihn bei meiner Ankunft hier zu sehen, doch ich erfuhr, daß er eine Reise nach England gemacht hatte; diesen Morgen gehe ich über das Boulevard de Monceaux, da höre ich mich plötzlich aus vollem Halse rufen; ich drehe mich um, ich sehe Gerald aus einem eleganten Cabriolet springen, auf mich zulaufen, und wir umarmen uns," fügte Olivier mit einer leichten Erschütterung bei, „meiner Treue, wir umarmen uns, wie zwei Freunde sich im Krieg nach einem heißen Treffen umarmen... Sie wissen das, mein Oheim?""

„Wem sagst Du das, mein Kind?"

„„Wir müssen heute mit einander zu Mittag speisen und den Abend mit einander zubringen,"" sagte Gerald zu mir; „„wo wohnst Du?"" „„Bei meinem Oheim (ich habe ihm hundertmal von Ihnen gesprochen: er liebt Sie beinahe ebenso sehr als ich," sagte Olivier dem Veteran die Hand reichend)."" „„Nun! ich werde mit Euch Beiden essen,"" fuhr Gerald fort, „„ist es Dir genehm? Du stellst mich Deinem Oheim vor; ich habe ihm tausend Dinge zu sagen."" Da ich weiß, wie einfach und gutmüthig Gerald ist, so nahm ich seinen Vorschlag an, sagte ihm aber zum Voraus, meine Schreibereien nöthigen mich, ihn um sieben Uhr zu verlassen... nicht mehr, nicht minder, als wenn ich Gehülfe eines

Huissier oder in's Quartier zurückzukehren genöthigt wäre," fügte Olivier heiter bei.

„Du braver Junge!" rief der Commandant.

„Es gewährt mir eine große Freude, Sie Gerald vorzustellen, mein Oheim, denn ich bin fest überzeugt, daß Sie sich sogleich mit ihm behaglich finden werden, und dann ..." sagte der junge Soldat leicht erröthend, „Gerald ist reich; ich bin arm, er kennt meine Bedenklichkeiten, und da er weiß, daß ich meine Zeche bei irgend einem berühmten Restaurant nicht hätte bezahlen können, so hat er es vorgezogen, sich hier einzuladen."

„Ich begreife das," sprach der Veteran, „und Dein junger Herzog zeigt das Zartgefühl eines guten Gemüthes, daß er so handelt ... Möchte ihm wenigstens die Essigtunke von Madame Barbançon leicht sein," fügte der Commandant heiter bei.

Kaum hatte er diesen philanthropischen Wunsch ausgesprochen, als die Klingel der Hausthüre abermals ertönte. Bald sahen der Oheim und der Neffe Gerald, Herzog von Senneterre, in einem der Gänge des Gärtchens erscheinen.

Madame Barbançon ging mit geschäftiger Miene, mit unruhigem Blick und mit ihrer Küchenschürze geschmückt dem improvisirten Gast voran.

Drittes Kapitel.

Der Herzog von Senneterre, ein junger Mann, ungefähr vom Alter von Olivier Raimond, hatte eine Tournüre voll edlen Anstands, eine reizende Gesichtsbildung, schwarze Haare und einen schwarzen Schnurrbart, Augen von

einem durchsichtigen, sanften Blau, und war mit einer eleganten Einfachheit gekleidet.

„Mein Oheim," sprach Olivier zu dem alten Seemann, indem er ihm den Herzog von Senneterre vorstellte, „das ist Gerald, mein lieber Freund, von dem ich Ihnen gesprochen habe."

„Mein Herr, ich bin entzückt, Sie zu sehen," sagte der Veteran voll Herzlichkeit, dem Freunde seines Neffen die Hand reichend,

„Und ich, mein Commandant," erwiederte Gerald mit einer Art von hierarchischen Ehrerbietung, die er aus der Gewohnheit des militärischen Lebens schöpfte, „ich fühle mich glücklich, Ihnen die Hand drücken zu können; ich kenne Ihre väterliche Güte für Olivier . . . und da ich ein wenig sein Bruder bin . . . so werden Sie begreifen, wie sehr ich stets Ihre Zärtlichkeit für ihn geschätzt habe."

„Meine Herren, wollen Sie die Suppe im Haus oder unter der Laube essen . . . wie gewöhnlich, da das Wetter so schön ist?" fragte Madame Barbançon.

„Wir werden unter der Laube speisen, wenn es der Commandant gestattet, meine liebe Madame Barbançon," sagte Gerald, „das Wetter ist herrlich, und das wird reizend sein."

„Der Herr kennt mich?" rief die Haushälterin, welche abwechselnd Olivier und den Herzog von Senneterre mit dem größten Erstaunen anschaute.

„Ob ich Sie kenne, Madame Barbançon," erwiederte Gerald heiter, „hat nicht Olivier hundertmal von Ihnen im Bivouack gesprochen? Wir haben sogar mehr als einmal ganz hübsch mit einander in Beziehung auf Sie gestritten!"

„In Beziehung auf mich?"

„Ich glaube wohl . . . Dieser verteufelte Olivier ist wüthender Bonapartist . . . Er wollte Ihnen nicht verzeihen, daß Sie den schändlichen Tyrannen verabscheuen . . . und ich, ich nahm Ihre Partei, denn ich

verabscheue ihn auch, diesen Tyrannen, diesen verruchten corsicanischen Wehrwolf!" sprach Gerald mit tragischem Tone.

„Den corsicanischen Wehrwolf!! Sie sind einer von den Unseren, mein Herr... Wir sind gemacht, um uns zu verstehen," rief die Haushälterin triumphirend.

Und sie reichte ihre fleischlose Hand Gerald, der muthig diesen Druck erwiederte und lachend zu dem Seemann sagte:

„Meiner Treue, mein Commandant, nehmen Sie sich in Acht, und Du auch, Olivier, nimm Dich auch in Acht, Ihr habt es nun mit mir zu thun... Madame Barbançon war allein gegen Euch Zwei... nun aber hat sie in mir eine tüchtige Unterstützung."

„Ah! Madame Barbançon," sagte Olivier, der seinem Freunde zu Hülfe kam, dessen sich die Haushälterin bemächtigen zu wollen schien, „Gerald stirbt vor Hunger... daran denken Sie nicht... Vorwärts, ich will Ihnen den Tisch hierhertragen und decken helfen."

„Das ist wahr... ich vergaß das Mittagsbrod," rief die Haushälterin; und hastig sich nach dem Hause wendend, sagte sie zu dem Neffen ihres Herrn:

„Kommen Sie, helfen Sie mir, Herr Olivier."

„Ich folge Ihnen," erwiederte der junge Unterofficier.

„Ah! mein Lieber," sagte Gerald zu diesem, „glaubst Du etwa, ich werde Dich das ganze Geschäft allein verrichten lassen?"

Dann sich gegen den alten Seemann umwendend:

„Sie erlauben, mein Commandant? Ich handle ohne Umstände; als wir noch Unterofficiere waren, haben Olivier und ich mehr als einmal die Tafel für die Kameradschaft bereitet; Sie werden auch sehen, daß ich mein Geschäft nicht zu schlecht abmache."

Es wäre schwer, zu sagen, mit welcher Heiterkeit, mit welcher vollkommenen und natürlichen Freundlichkeit Gerald seinem ehemaligen Regimentskameraden unter der Laube decken half; Alles dies geschah auf eine so einfache, so

leichte Weise, daß man hätte glauben sollen, der junge Herzog habe stets wie sein Freund in einer an Armuth gränzenden Mittelmäßigkeit gelebt.

In einer halben Stunde hatte Gerald, um seinem Freunde zu gefallen, wie man sagt, die Eroberung des Veterans und seiner Haushälterin gemacht, welche sich vor Wohlbehagen ganz aufblähte, als sie ihren antibonapartistischen Freund mit aufrichtigem Appetit die Zwiebelsuppe, den Salat und die Essigtunke verzehren sah, von der Gerald in einer feinen Coquetterie zweimal verlangte.

Es versteht sich von selbst, daß der alte Seemann während dieses heitern Mahles, zart von Gerald herausgefordert, dahin gebracht wurde, daß er von seinen Feldzügen sprach; als dieser ehrfurchtsvolle Tribut dem Altersvorrang des Veterans gebracht war, frischten die zwei jungen Leute ihrerseits alle möglichen Erinnerungen vom Colleg und vom Regiment auf.

Ehe wir in dieser Erzählung fortfahren, sprechen wir ein Wort von der Laube, welche, an eine Mauer angelehnt, die von einer vergitterten Oeffnung durchschnitten war, auf die damals nur sehr wenig belebte Straße zu sehen gestattete.

Der Veteran hatte seine Pfeife, Gerald und Olivier hatten ihre Cigarren angezündet; die zwei jungen Leute unterhielten sich seit einigen Augenblicken von ihren ehemaligen Kameraden aus der Classe und von der Armee, als Olivier zu seinem Freunde sagte:

„Ah! sprich doch, was ist aus dem Thier, dem Macreuse, geworden... der das Spionenhandwerk im Colleg trieb? Du erinnerst Dich? Ein blonder, fader Bursche, dem wir im Vorübergehen so hübsche Püffe gaben, denn er war zweimal größer und stärker als wir.“

Bei dem Namen von Macreuse nahm das Gesicht von Gerald einen seltsamen Ausdruck von Widerwillen und Verachtung an, und er antwortete:

„Teufel... Du sprichst sehr leichtsinnig von Herrn Celestin von Macreuse.“

„Wie, von Macreuse?“ sagte Olivier, „er hat sich ein von gegeben, dieser Bursche?... Man wußte nicht, woher er kam, noch wer sein Vater und seine Mutter waren. Er war so bettelhaft, daß er sechs Kelleresel aß, um einen Sou zu gewinnen!... Ich hatte immer einen Groll auf ihn, denn er that Alles, um die Armuth niedrig erscheinen zu lassen.“

„Und dann,“ fuhr Gerald fort, „wie grausam war er in seinem Vergnügen... erinnerst Du Dich der kleinen Vögel, denen er die Augen ausstach, um zu sehen, wie sie sodann fliegen würden?“

„Canaille!“ rief der Veteran entrüstet, indem er hastig ein paar Rauchwolken ausstieß. „Dieser Mensch muß in der Haut eines verfluchten Schuftes sterben, wenn man ihn nicht bei lebendigem Leib schindet.“

„Ich glaube, Ihre Weissagung wird in Erfüllung gehen, mein Commandant,“ sprach Gerald lachend. Dann wandte er sich an Olivier: „Ich werde Dich in Erstaunen setzen, wenn ich Dir sage, was aus Herrn von Celestin von Macreuse geworden ist. Als ich den Dienst verließ, fing ich mein Pariser Leben wieder an. Ich habe Dir, glaube ich, gesagt, wie das, was man unsere Welt nennt, nämlich die eigenthümliche Welt von uns Leuten des Faubourg-Saint-Germain, zuweilen streng ausschließlich war; beurtheile also mein Erstaunen, als ich eines Abends bei meiner Mutter Herrn von Macreuse melden hörte... Das war unser Mann. Ich hatte einen so abscheulichen Eindruck von diesem schlimmen Burschen bewahrt, daß ich meine Mutter aufsuchte und zu ihr sagte: „„Warum empfangen Sie diesen Herrn, der Sie so eben begrüßt hat... diesen Gelbblonden?““ „„Das ist Herr von Macreuse,““ antwortete meine Mutter mit einem unverkennlichen Ausdruck der Achtung. „„Und wer ist denn dieser Herr von Macreuse, meine liebe Mutter? Ich habe ihn noch nicht bei Ihnen gesehen.““ „„Nein, denn er kommt so eben von der Reise,““ antwortete sie. „„Es ist ein sehr ausgezeichneter junger Mann, von musterhafter

Frömmigkeit und der Gründer des Werkes vom heiligen Polykarp."" „„Ah, Teufel! und was ist denn das, das Werk vom heiligen Polykarp, meine liebe Mutter?"" „„Es ist ein frommer Verein, der den Zweck hat, die Armen Ergebenheit in ihr Elend zu lehren und ihnen begreiflich zu machen, daß sie, je mehr sie hienieden leiden, desto glücklicher dort oben sein werden."" „„Se non è vero è ben trovato,"" sagte ich lachend zu meiner Mutter. „„Doch mir scheint, dieser Bursche hat sehr pralle Backen und sehr rothe Ohren, um die Vortrefflichkeit der Entbehrungen zu predigen."" „„Mein Sohn,"" erwiederte mit strengem Tone meine Mutter, „„was ich Dir sage, ist sehr ernst. Die achtungswerthesten Personen haben sich mit dem Werke von Herrn von Macreuse verbunden, der in Verfolgung seiner Zwecke einen evangelischen Eifer entwickelt. Doch hier ist er... ich will Dich ihm vorstellen."" „„Meine Mutter,"" sagte ich rasch, „„ich bitte, thun Sie das nicht... ich wäre genöthigt, unhöflich zu sein. Dieser Herr mißfällt mir, und das, was ich von ihm weiß, macht dieses Mißfallen unüberwindlich. Wir waren mit einander im Colleg und..."" Ich konnte nicht fortfahren, der Macreuse ging auf meine Mutter zu, bei der ich sitzen geblieben war. „„Mein lieber Herr von Macreuse,"" sprach sie zu ihrem Schützling mit der liebenswürdigsten Miene, nachdem sie mir einen strengen Blick zugeworfen hatte, „„ich stelle Ihnen meinen Sohn... einen Ihrer ehemaligen Mitschüler, vor, der entzückt sein wird, seine Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern. Der Macreuse machte mir eine tiefe Verbeugung und sagte, oben aus seiner Halsbinde herab, mit einer abgezirkelten Miene zu mir: „„Ich war seit einiger Zeit von Paris abwesend, mein Herr, und ich wußte nichts von Ihrer Rückkehr nach Frankreich; ich erwartete nicht, daß ich die Ehre haben würde, Sie diesen Abend bei Ihrer Frau Mutter zu treffen... Wir sind in der That mit einander im Colleg gewesen...

und . . ." „„Das ist bei Gott wahr, mein Herr,"" sagte ich zu Macreuse, ihn unterbrechend, „„und wenn ich mich recht erinnere, spionirten Sie . . . für die Lehrer; Sie aßen sechs Kelleresel, um einen Sou zu bekommen und stachen den kleinen Vögeln mit Nadeln die Augen aus: dies geschah ohne Zweifel auch in der liebreichen Hoffnung, ihre Leiden würden ihnen dereinst oben angerechnet werden.""

„Gut . . . getroffen," sagte der Commandant, in ein lautes Gelächter ausbrechend.

„Und was antwortete der Macreuse?" fragte Olivier.

„Das breite Gesicht dieses schlimmen Burschen wurde purpurroth; er suchte zu lächeln und ein paar Worte zu stammeln; aber plötzlich stand meine Mutter, die mich mit einer Miene des Vorwurfs anschaute, auf und sagte zu unserem Mann, um ihn aus seiner Verlegenheit zu erretten: „„Herr von Macreuse, wollen Sie mir den Arm geben, um eine Tasse Thee zu nehmen?""

„Aber wie hat dieser Mensch in Deiner so ausschließlichen Welt Eingang gefunden?" fragte Olivier.

„Das weiß Niemand," antwortete Gerald. „Ist einmal die erste Thüre unserer Welt geöffnet, so öffnen sich alle anderen von selbst . . . Doch diese erste Thüre, durch die man so schwer dringt, wer hat sie dem Macreuse geöffnet? . . . Man weiß es nicht; . . . Einige glauben jedoch, er sei in unsere Gesellschaft durch einen gewissen Abbé Ledoux, einen Gewissensrath, der in unserem Quartier sehr in der Mode ist, eingeführt worden. Dieser Ansicht gebricht es nicht an Wahrscheinlichkeit, und ich hatte eine eben so große Abneigung gegen den Abbé gefaßt, als gegen den Macreuse . . . Bedürfte übrigens meine Verachtung gegen diesen schlimmen Burschen einer Rechtfertigung, so könnte ich sie durch das Urtheil geben, das über Macreuse ein sehr seltsamer Mann, der sich nie in seinen Schätzungen täuscht, gefällt hat."

„Und wer ist dieser Unfehlbare?" fragte Olivier lächelnd.

„Ein kleiner Buckeliger, nicht größer als so," antwortete Gerald, indem er seine Hand zu einer Höhe von ungefähr vier und einem halben Fuß erhob.

„Ein Buckeliger?" versetzte Olivier sehr erstaunt.

„Ja . . . ein Buckeliger, geistreich wie ein Dämon, einschneidend wie ein Teufel, starr wie eine eiserne Stange, gegen diejenigen, welche er geringschätzt oder verachtet; doch voll Liebe und Ergebenheit für die Menschen, die er ehrt, und diese sind selten; wobei er indessen Niemand die Abneigung oder die Sympathie, die man ihm einflößt, verbirgt."

„Er ist glücklich, daß ihm sein Gebrechen eine solche Freimüthigkeit gestattet," sagte der Commandant, „sonst würde Ihr Buckeliger ein teufelmäßig gefährliches Spiel spielen."

„Sein Gebrechen . . ." erwiederte Gerald lachend, „obgleich furchtbar buckelig, ist der Marquis von Maillefort . . ."

„Ein Marquis," sagte Olivier.

„So viel als man nur immer Marquis und von altem Schrot und Korn sein kann; er ist ein Nachgeborener des herzoglichen und fürstlichen Hauses Hautmartel, dessen Haupt sich seit 1830 nach Deutschland zurückgezogen hat; doch obgleich furchtbar buckelig, wie ich Dir sagte, ist Herr von Maillefort behende und kräftig wie ein junger Mensch, trotz seiner fünf und vierzig Jahre, und mehr noch . . . Sieh . . . Du und ich, wir sind, ohne Eitelkeit, gewiß gute Fechter, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, der Marquis würde uns unter zwölf Stößen immer achtmal mit dem Rapierknopf treffen . . . das ist ein des unvergleichlichen Bertrand würdiges Spiel . . . . leicht wie der Vogel, rasch wie der Blitz."

„Ich liebe auch diesen braven Buckeligen ungemein," sprach der Veteran mit großer Theilnahme; „wenn er Duelle hatte, mußten seine Gegner gar komische Gesichter machen."

„Der Marquis hatte mehrere Duelle, bei denen er durch heiteren Spott, Kaltblütigkeit und Muth reizend erschien," erwiederte Gerald, „das sagte mir mein Vater, dessen Freund er war."

„Und trotz seines Buckels," fragte Olivier, „trotz seines Buckels geht er in die Gesellschaft?"

„Zuweilen besucht er sie immerwährend, dann erscheint er wieder ganze Monate nicht in derselben . . . Er ist ein sehr origineller Charakter. Mein Vater sagte mir, er sei eine Zeit lang in tiefe Schwermuth verfallen gewesen; ich habe ihn stets nur heiter, spöttisch und äußerst belustigend gesehen."

„Aber man muß ihn fürchten, wie das Feuer . . . mit seinem Muth, seiner Geschicklichkeit in den Waffen und seinem Witz!" sprach Olivier.

„Du kannst Dir in der That nicht einbilden, wie sehr er nur durch seine Gegenwart gewisse Leute beengt, beunruhigt, welche unsere Gesellschaft, so empfindlich in Betreff nichtswürdiger Dinge, in Rücksicht auf ihre Geburt trotz des anerkannten Unraths, der ihnen anklebt, stets empfängt. So ist es bei Macreuse, um auf diesen zurückzukommen; sobald er den Marquis durch eine Thüre hereinkommen sieht, geht er zur andern hinaus."

Dieses Gespräch wurde durch einen in einem andern Quartier sehr unbedeutenden, in den Batignolles aber ziemlich ungewöhnlichen Zwischenact unterbrochen.

Ein schöner, elegant mit zwei herrlichen Pferden bespannter Wagen hielt gerade gegenüber der vergitterten Oeffnung der Laube an, wo die drei Gäste versammelt waren.

Dieser Wagen war leer.

Der Lackei, der neben dem Kutscher saß und wie dieser eine reiche Livree trug, stieg vom Bock herab, zog aus seiner Tasche einen Brief, dessen Adresse er zu befragen schien, schaute auf die eine Seite und auf die andere, als suchte er eine Hausnummer, und verschwand, indem er den Kutscher durch ein Zeichen ihm folgen hieß.

„Seit zehn Jahren," sprach der alte Seemann, „ist dies der erste Wagen von diesem Caliber, den ich in den Batignolles erblicke ... Das ist äußerst schmeichelhaft für das Quartier."

„Ich habe nie schönere Pferde gesehen," sagte Olivier mit einer Kennermiene; „das sind die Deinigen, Gerald?"

„Ah! Du hältst mich also für einen Millionär?" entgegnete heiter der junge Herzog; „ich habe ein Reitpferd . . . und spanne an ein Cabriolet eines von den zwei Pferden meiner Mutter, wenn sie sich derselben nicht bedient. Das ist mein Stall ... Was mich indessen nicht abhält, die Pferde leidenschaftlich zu lieben und ein wüthender Sportman zu sein, wie wir in unserem Rothwälsch sagen. . . . Doch bei Gelegenheit der Pferde, erinnerst Du Dich eines rohen Tölpels, Namens Mornand, eines anderen von unsern Mitschülern?"

„Mornand? Gewiß, abermals eine von unsern gemeinschaftlichen Antipathien . . . und was ist aus ihm geworden?"

„Auch eine Person von Bedeutung."

„Er . . . gehe doch!"

„Eine Person von Bedeutung, sage ich Dir . . . als erblicher Pair hat er seinen Sitz in der edlen Kammer ... er spricht dort . . . man hört ihn . . . es ist ein Minister . . . in der Aussicht . . ."

„Mornand!"

„Ei, mein Gott, ja! . . . mein braver Olivier, er ist gewichtig, er ist schwer, er ist teigig, er ist albern (ich sage nicht dumm, ich sage albern), er glaubt an nichts, als an sein Verdienst, er besitzt einen unbezähmbaren Ehrgeiz, er gehört zu einer Coterie von eifersüchtigen und gehässigen Leuten, welche eifersüchtig und gehässig, weil sie mittelmäßig, oder mittelmäßig, weil sie gehässig sind; diese Leute machen mit einer wunderbaren Geschicklichkeit sehr rasch ihre Laufbahn; Mornand hat einen breiten

Rücken, geschmeidige Lenden . . . er wird die Höhe der Leiter erreichen, denn Einer trägt immer den Andern."

In diesem Augenblick kehrte der Lackei, der mit dem Wagen verschwunden war, um, schaute durch das Gitter die unter der Laube versammelten Personen an, näherte sich, legte die Hand an seinen Hut und fragte:

„Meine Herren, könnten Sie mir wohl sagen, ob dieser Garten zu dem Haus Nro. 7 gehört?"

„Ja, mein Junge," antwortete der Commandant.

„Dann ist dieser Garten der der Wohnung vom Erdgeschoß?"

„Ja, mein Junge."

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich läute schon dreimal und man antwortet mir nicht."

„Ich wohne im Erdgeschoß," sagte der Commandant sehr erstaunt, „was wollen Sie?"

„Mein Herr . . . ich habe hier einen sehr pressanten Brief für eine . . . Madame Barbançon, welche hier wohnen muß."

„Gewiß, mein Junge, sie wohnt hier," antwortete der Veteran immer mehr erstaunt.

Dann, als er die Haushälterin hinten im Garten erblickte, rief er ihr zu:

„He! Mama Barbançon, während Sie duckmäuserisch gegen meine Rabatten complottiren, läutet man dreimal an der Hausthüre, und Sie hören nichts. Kommen Sie doch . . . man bringt einen Brief für Sie."

Viertes Kapitel.

Als Madame Barbançon die Stimme des Commandanten Bernard hörte, kam sie eilig herbei, entschuldigte sich bei ihrem Herrn und sagte zu dem wartenden Bedienten:

„Sie haben einen Brief für mich, mein Junge? und von wem?"

„Von der Frau Gräfin von Beaumesnil," antwortete der Lackei und reichte den Brief Madame Barbançon durch das Gitter.

„Frau Gräfin von Beaumesnil?" sagte die ehemalige Hebamme ganz verwundert, „kenne sie nicht."

Und sie öffnete rasch den Brief und wiederholte dabei:

„Kenne sie nicht . . . gar nicht, aber auch gar nicht, gar nicht!"

„Die Gräfin von Beaumesnil?" sagte Gerald mit dem Ton der Theilnahme.

„Du weißt, wer sie ist?" fragte Olivier.

„Ich habe sie vor zwei oder drei Jahren in der Gesellschaft gesehen," antwortete Gerald, „sie war damals von einer idealen Schönheit; doch die arme Frau hat seit mehr als einem Jahr ihr Bett nicht verlassen . . . Man sagt, ihre Gesundheit sei in einem verzweifelten Zustand. Um das Maß ihres Unglücks voll zu machen, ist Herr von Beaumesnil, der ihre einzige Tochter, welcher die Aerzte die Luft des Südens verordneten, nach Italien brachte, in Neapel an den Folgen eines Sturzes vom Pferd gestorben."

„Welch ein Mißgeschick!" sagte Olivier.

„So daß Frau von Beaumesnil stirbt, wie man befürchtet, und ihre Tochter ist in einem Alter von fünfzehn bis sechszehn Jahren eine Waise."

„Das ist sehr traurig . . .“ sagte der Commandant, „armes Kind!“

„Zum Glück,“ fuhr Gerald fort, „hat Fräulein von Beaumesnil eine herrliche Zukunft vor sich, denn sie soll die reichste Erbin Frankreichs sein. . . . Man schätzt das Vermögen der Beaumesnil auf mehr als drei Millionen Renten in liegenden Gütern.“

„Drei Millionen Renten!“ rief Olivier lachend. „Das ist also wahr? Es gibt also Menschen, welche drei Millionen Renten haben . . . das existirt . . . das kommt . . . das geht . . . das lebt . . . das spricht . . . wie wir Anderen. . . . Du solltest mich eines von diesen Phänomenen ein wenig anschauen lassen, Gerald . . .“

„Es steht zu Dienst . . . doch ich sage Dir zum Voraus, daß das gewöhnlich sehr häßlich anzuschauen ist . . . ich spreche nicht von Fräulein von Beaumesnil, denn ich weiß nicht, ob sie eben so hübsch ist, als ihre Mutter . . .“

„Ich wäre neugierig, zu erfahren, was man des Teufels! mit drei Millionen Renten machen kann,“ sagte mit seiner ganzen Treuherzigkeit der Commandant, während er die Asche aus seiner Pfeife auf den Tisch schüttelte.

„Ah! großer Gott!“ rief Madame Barbançon, welche während dieses Theils des Gespräches den Brief, den ihr der Lackei übergeben, gelesen hatte, „ist es möglich, ich in einem Wagen, in einem so vornehmen Wagen?“

„Was haben Sie denn, Mama Barbançon?“ fragte der Veteran.

„Was ich habe, mein Herr? Ich habe, daß Sie mir sogleich wegzugehen erlauben müssen.“

„Nach Ihrem Belieben; doch wohin gehen Sie denn, wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, fragen darf?

„Zu der Frau Gräfin von Beaumesnil, und zwar in ihrem eigenen Wagen,“ antwortete die Haushälterin mit wichtigem Tone; „es handelt sich um eine Auskunft, die ich ihr, wie es scheint, allein zu geben im Stande

bin . . . ich will eine Buuonapartistin werden, wenn ich weiß, was das sein kann!"

Dann sich unterbrechend, ließ die ehemalige Hebamme einen Ausruf vernehmen, als hätte plötzlich ein Gedanke ihren Geist durchzuckt, und sie sprach zu ihrem Gebieter:

„Mein Herr . . ."

„Nun! . . ."

„Wollen Sie einen Augenblick mit mir in den Garten kommen? Ich habe insgeheim, ganz insgeheim mit Ihnen zu sprechen."

„Oh! oh!" erwiederte der Veteran, der sogleich die Laube verließ und seiner Haushälterin nachging, „das ist ernst... immerzu, ich folge Ihnen, Madame Barbançon."

Die Haushälterin führte ihren Herrn einige Schritte von der Laube weg und sagte dann mit leiser Stimme und geheimnißvoller Miene:

„Herr, Sie kennen Madame Herbaut, welche im zweiten Stocke wohnt, eine Kaufmannsfrau, die sich aus den Geschäften zurückgezogen und zwei Töchter hat, und bei der ich vor vierzehn Tagen Herrn Olivier vorgestellt habe?"

„Ich kenne sie nicht; doch Sie haben oft von ihr gesprochen . . . hernach?"

„Ich erinnere mich nun, daß ihre vertraute Freundin, Madame Lainé, in Italien ist, als Gouvernante der Tochter einer Gräfin, die einen Namen in der Art von Beaumesnil hat; das ist vielleicht dieselbe Gräfin."

„Wohl möglich, Madame Barbançon... hernach?"

„Man will vielleicht von mir Auskunft über Madame Lainé haben, die ich bei Madame Herbaut gesehen."

„Das kann sein, Madame Barbançon, und Sie werden sogleich erfahren, woran Sie sich zu halten haben, da Sie sich zu Frau von Beaumesnil begeben."

„Ah! mein Gott! Herr, ein anderer Gedanke!!"

„Lassen Sie den andern Gedanken hören!" sprach der Veteran mit einer engelischen Geduld.

„Ich habe Ihnen von der jungen verlarvten Frau erzählt . . .“

„Wollen Sie diese Geschichte wieder anfangen?“ rief der Veteran, der rasch seinen Rückzug zu bewerkstelligen begann.

„Nein, Herr; doch wenn sich dies Alles auf die junge Frau beziehen würde?“

„Das beste Mittel, es zu erfahren, ist, Mama Barbançon, daß Sie sobald als möglich gehen, wir werden dabei Beide gewinnen.“

„Sie haben Recht, Herr, ich gehe.“

Und ihrem Herrn folgend, der zu seinen Gästen unter die Laube zurückkehrte, sagte die Haushälterin zu dem Bedienten, der in einer Entfernung von einigen Schritten vor dem Gitter stehen geblieben war:

„Junger Mann, ich setze meine Haube mit den coquelicot Bändern auf und ziehe mein schönes orangefarbiges Halstuch an, und stehe dann zu Ihrer Verfügung.“

Einige Minuten nachher fuhr Madame Barbançon triumphirend im Wagen an dem Gitter der Laube vorüber; sie glaubte aus Ehrerbietung ganz im Wagen aufstehen und ihrem Herrn und seinen zwei Gästen eine anmuthige Verbeugung machen zu müssen.

Eine entfernte Glocke schlug gerade sieben Uhr.

„Teufel!“ sagte Olivier mit ärgerlicher Miene, „sieben Uhr . . . ich muß Dich verlassen, lieber Gerald.“

„Schon? . . . Und warum? . . .“

„Ich habe einem braven Maurermeister der Batignolles versprochen, diesen Abend um sieben Uhr zu ihm zu kommen, um Rechnungen abzuschreiben und zu bereinigen. . . Du weißt nicht, was das ist, Rechnungen bereinigen.“

„In der That, Du sagtest mir vorher schon, Du wärest nur bis sieben Uhr frei,“ erwiederte Gerald mit verdrießlicher Miene, „ich hatte das vergessen; es war mir so wohl bei unserer Plauderei!“

„Olivier,“ sagte der Veteran, der nachzudenken schien, seitdem sein Neffe von den Arbeiten sprach, die ihn am

Abend in Anspruch nehmen sollten, „gehe, in Abwesenheit von Madame Barbançon, in den Keller und hole die letzte Flasche von dem alten Cyperwein, den ich einst aus der Levante mitbrachte . . . Herr Gerald wird wohl ein Glas annehmen, ehe wir uns trennen. Wegen einer halben Stunde Verzug werden die Rechnungen Deines Maurermeisters nicht in Brand gerathen."

„Ein vortrefflicher Gedanke, mein Oheim, und ich bin nicht so an die Stnnde gebunden, wie wenn ich im Quartier die Woche habe . . . Ich laufe in den Keller, Gerald wird unsern Nectar kosten, mein Oheim."

Und Olivier verschwand.

„Herr Gerald," sprach nun der Commandant mit einer gewissen Erschütterung zu dem jungen Herzog, „nicht allein um Sie meinen Cyperwein kosten zu lassen, habe ich Olivier weggeschickt . . . es geschah, um offenherzig mit Ihnen von ihm zu reden und Ihnen, seinem besten Freunde, zu sagen, wie viel Gutes, Zartes, Edles an ihm ist."

„Ich weiß das, mein Commandant, doch gern höre ich es von Ihnen wiederholen, von Ihnen, der Sie Olivier so gut zu würdigen wissen."

„Nein, Herr Gerald, nein, Sie wissen nicht Alles... Sie können sich nicht einbilden, welche peinliche, trockene Arbeit der arme Junge sich auferlegt, nicht nur um mir während seines Urlaubs nicht zur Last zu sein, sondern auch um mir kleine Geschenke zu machen, die ich aus Furcht, ihm Kummer zu bereiten, nicht auszuschlagen wage . . . Diese schöne Pfeife, er hat sie mir geschenkt. Ich liebe leidenschaftlich die Rosenstöcke. Kürzlich brachte er mir zwei neue, herrliche Arten. Was soll ich Ihnen sagen? Ich hatte seit langer Zeit große Lust nach einem guten Lehnstuhl . . . denn wenn zwei von meinen Wunden sich wieder öffnen, und das geschieht nur zu oft, so bin ich genöthigt, mehrere Nächte sitzen zu bleiben . . . doch ein guter Lehnstuhl, das war zu theuer . . . und nun sehe ich vor acht Tagen das so sehr ersehnte Meuble brin-

gen... Ich hätte etwas vermuthen sollen, denn Olivier hatte, ich weiß nicht, wie viele Nächte mit Schreibereien zugebracht . . . Entschuldigen Sie diese Vertraulichkeiten guter armer Leute, Herr Gerald," sagte der alte Seemann mit bebender Stimme, während eine Thräne auf seinen weißen Schnurrbart rollte, „doch mein Herz ist so voll, ich muß es öffnen... und Ihnen dies sagen, ist ein doppeltes Glück."

Und als Gerald sprechen wollte, unterbrach ihn der Commandant und sagte:

„Erlauben Sie, Herr Gerald: Sie werden mich sehr schwatzhaft finden; doch Olivier wird kommen, und ich habe mir eine Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten. Durch Ihre Stellung müssen Sie große und schöne Bekanntschaften haben, Herr Gerald? Mein armer Olivier wird von Niemand unterstützt; . . . und dennoch hätte er durch seine Dienste, durch seine Erziehung, durch sein Wohlverhalten ein Recht auf die Epaulette . . . doch nie wollte er den geringsten Schritt bei seinen Chefs thun . . . Ich begreife das, denn wenn ich Bürster gewesen wäre, wie wir sagten, so müßte ich Schiffskapitän sein; doch was wollen Sie, es scheint, es liegt in der Familie . . . Olivier ist wie ich, wir schlagen uns auf's Beste, wir sind Sklaven des Dienstes und dann, wenn es sich darum handelt, zu bitten, werden wir ganz albern, ganz schamhaft... Doch stille! hier kommt Olivier aus dem Keller zurück," sagte lebhaft der alte Seemann, indem er seine Pfeife wieder aufnahm und hastig rauchte, „lassen Sie sich nichts anmerken, Herr Gerald, um Gotteswillen lassen Sie sich nichts anmerken, Olivier könnte etwas vermuthen."

„Mein Commandant, Olivier muß vor Ablauf seines Urlaubs Unterlieutenant sein, und er wird es sein," sagte Gerald bewegt durch die vertrauliche Mittheilnng des Commandanten. „Ich für meine Person habe wenig Credit; aber ich sprach vorhin vom Marquis von Maillefort, er genießt überall ein so hohes Ansehen, daß, von ihm kräftig empfohlen, die Ernennung von Olivier, welche nur

recht und billig ist, ohne viel Mühe zu Stande gebracht werden wird; seien Sie unbesorgt, ich übernehme das."

„Ah! Herr Gerald, ich habe Sie sogleich richtig beurtheilt," sagte rasch der Commandant; „Sie sind ein Bruder für meinen armen Jungen ... Doch hier kommt er, lassen Sie sich nichts anmerken."

Und der würdige Mann fing wieder an, seine Pfeife mit einer ganz ungezwungenen Miene zu rauchen, nachdem er nichtsdestoweniger mit dem Ende des Fingers aus dem Winkel seines Auges eine allzu rebellische Thräne weggewischt hatte.

Um jeden Verdacht in Beziehung auf das vorhergehende Gespräch zu entfernen, rief Gerald seinem alten Kameraden zu:

„Komm doch, saumseliger Bursche! man sollte bei Gott glauben, Du wärest mit einer hübschen Wirthin, wie die schöne Jüdin von Oran, im Keller gewesen ... Erinnerst Du Dich der armen Dinah? ... Du Don Juan!"

„Sie war allerdings hübsch," erwiederte der junge Soldat bei dieser Liebeserinnerung zufrieden lächelnd; „doch sie wäre eine Häßliche in Vergleichung mit dem jungen Mädchen, das ich im Hof getroffen habe," sagte Olivier, indem er vorsichtig die mit Staub überzogene Flasche Cyperwein auf den Tisch stellte.

„Ah! ... nun begreife ich die Dauer Deiner Abwesenheit."

„Sehen Sie den Schelm," rief der Veteran, der sich allmälig von seiner Rührung erholte, „und wer ist die Schönheit, die Du getroffen hast, mein Junge."

„Sprich, setze uns wenigstens über Deine Eroberung in's Klare," sagte Gerald.

„Bei Gott! Herr Herzog," sprach Olivier lachend, „das trifft sich vortrefflich ... es ist eine Herzogin."

„Wie! eine Herzogin?" versetzte Gerald.

„Eine Herzogin in den Batignolles," rief der Com-

mandant, „das ist eine neue Frucht, und äußerst schmeichelhaft für das Quartier.“

„Hören Sie, mein guter Oheim, ich muß Ihrer Batignoller Eitelkeit ein wenig Eintrag thun. Meine Eroberung, wie dieser verrückte Gerald sagt, ist erstens nicht meine Eroberung, und dann ist sie nicht Herzogin, sondern sie hat nur den Beinamnn die Herzogin.“

„Und woher rührt bei ihr dieser glorreiche Name?“ fragte Gerald.

„Man nennt sie so,“ erwiederte Olivier, „weil sie, wie man sagt, schön und hoffärtig ist, wie eine Herzogin ...“

„Du hast vergessen ... vernünftig ...“ rief Gerald lachend.

„Wahrhaftig,“ sprach Olivier, „sind die Herzoginnen ...“

„Willst Du wohl schweigen, böse Junge,“ versetzte Gerald, den jungen Soldaten unterbrechend. „Ich glaube bei Gott, daß sie vernünftig sind, die Herzoginnen.“

„Wohl, dann ist sie schön, hoffärtig und vernünftig wie eine Herzogin; das ist die Ursache des Beinamens von diesem jungen Mädchen.“

„Wer ist denn diese hübsche Herzogin?“ fragte Gerald, „da ich Herzog bin, wie Du sagst, so mußt Du meine Neugierde befriedigen.“

„Sie ist Klavierlehrerin, Du siehst, daß sie ihre Standesverhältnisse wüthend verletzt.“

„Das Piano wird vielmehr sehr aristokratisch unter ihren schönen Händen, denn sie muß auch die Hände einer Herzogin haben ... Laß hören, erzähle uns das ... was Teufels! Du bist verliebt, wem willst Du Deine Geständnisse machen, wenn nicht Deinem Oheim, Deinem Kameraden?“

„Ich wünschte wohl das Recht zu haben, Euch Geständisse zu machen,“ erwiederte Olivier lachend ... „weil ich sie Euch nicht machen würde; doch wahrhaftig, das ist das erste Mal, daß ich dieses junge Mädchen sehe.“

„Aber erzähle uns doch etwas Näheres von ihr.“

„Es wohnt hier im zweiten Stocke eine Madame Herbaut,“ antwortete Olivier. „Jeden Sonntag versammelt diese vortreffliche Frau bei sich junge Mädchen, Freundinnen ihrer Töchter: die einen sind Buchhalterinnen oder Ladenmädchen, die anderen Zeichenlehrerinnen oder, wie die Herzogin, Musiklehrerinnen . . . Ich versichere Dich, daß reizende Kinder dabei sind; alle diese braven Mädchen arbeiten die ganze Woche wie kleine Löwen, erwerben sich auf eine anständige Weise ihr Brod und belustigen sich wie toll am Sonntag bei der guten Madame Herbaut: man spielt kleine Spiele, man tanzt beim Clavier, und das ist sehr unterhaltend; am vorletzten Sonntag hat mich Madame Barbançon bei dieser Dame vorgestellt und meiner Treue . . .“

„Ich verlange bei Madame Herbaut vorgestellt zu werden,“ rief der junge Herzog, seinen Freund unterbrechend.

„Du verlangst, Du verlangst . . . Du glaubst, man brauche nur zu verlangen?“ erwiederte heiter Olivier. „Erfahre, mein Lieber, daß die Batignolles eben so ausschließlich sind, als Dein Faubourg Saint-Germain.“

„Gut, Du bist eifersüchtig, doch Du hast Unrecht: einmal, weil, wahre oder sogenannte Herzoginnen mich nicht anlocken, besonders wenn sie vernünftig sind, und dann kommt man nicht in die Batignolles, um sich in eine Herzogin zu vergaffen. Beruhige Dich also; auch stehe ich, wenn Du es mir abschlägst, auf's Beste mit Mama Barbançon, und ich bitte sie, mich bei Madame Herbaut einzuführen.“

„Nun, wir werden sehen, ob man Dich zulassen kann,“ sprach Olivier mit einer komischen Wichtigkeit. „Doch um auf die Herzogin zurückzukommen, Madame Herbaut, welche in sehr genauer Verbindung mit ihr steht, sagte mir, als ich mich vorigen Sonntag mit Entzücken über diese Versammlung reizender junger Mädchen aussprach: „„Was würden Sie erst sagen, mein Herr, sollten

Sie die Herzogin sehen."" (Und die würdige Frau theilte mir die erwähnten Einzelnheiten über den Ursprung ihres Beinamens mit). „„Leider,"" fügte sie bei, „„fehlt sie uns seit zwei Sonntagen, und sie fehlt uns sehr; denn obgleich Herzogin, wird sie von aller Welt hier angebetet; doch seit einigen Tagen ist sie zu einer sehr reichen und sehr kranken vornehmen Dame berufen worden, deren Leiden so groß und so widerspänstig sind, daß die Aerzte, deren Wissen sein Ende erreicht hat, die Idee bekamen, es zu versuchen, ob eine sanfte Musik nicht die Schmerzen der armen Dame mildern würde.""

„Das ist seltsam," sagte Gerald.

„Was denn?" fragte Olivier.

„Die arme so kranke Frau, deren Schmerzen man durch alle mögliche Mittel zu lindern sucht, und zu der man Deine Herzogin berufen hat... ist die Frau Gräfin von Beaumesnil."

„Dieselbe, welche Mama Barbançon hat holen lassen?" fragte der Veteran.

„Ja, mein Commandant; ich hatte schon von dieser musikalischen Kur sprechen hören, die man unternommen, um die Gräfin in ihren grausamen Leiden zu erleichtern."

„Das ist allerdings ein seltsames Zusammentreffen," sagte Olivier; „doch es scheint, der Versuch der Aerzte ist nicht vergeblich gewesen, denn die Herzogin, welche eine vortreffliche Künstlerin sein soll, geht jeden Abend zu Frau von Beaumesnil... Und deshalb hatte ich sie ohne Zweifel nicht bei den zwei Abendunterhaltungen von Madame Herbaut gesehen, von der sie ohne Zweifel so eben herkam. Da mir ihre Tournure und ihre wahrhaft außerordentliche Schönheit auffielen, so fragte ich den Portier, ob er sie kenne. „„Allerdings, Herr Olivier,"" antwortete er, „„es ist die Herzogin.""

„Ich finde das reizend, interessant, aber viel zu schwermüthig für mich," sprach Gerald; „ich ziehe die guten, lustigen, ungezwungenen Mädchen vor, wie man sie in dem Kreise von Madame Herbaut finden muß, und wenn

Du mich nicht vorstellst . . . bist Du ein Undankbarer . . . Erinnere Dich der hübschen Krämerin von Algier, welche eine nicht minder hübsche Schwester hatte . . ."

„Wie?" rief der Veteran, „und die Jüdin! die hübsche Schenkwirthin von Oran!"

„Ei! mein lieber Oheim . . . ist man in Oran, so liebt man in Oran . . . ist man in Algier, so liebt man in Algier."

„Aber Du bist also ein Joconde, Unglücklicher!" rief der Veteran, dem das Liebesglück von Olivier ganz sonderbar schmeichelte, „Du bist also ein Verführer!"

„Was wollen Sie, mein Commandant," sagte Gerald, „das ist keine Unbeständigkeit . . . man folgt nur dem Marsch seiner Division. Deshalb mußten wir, Olivier und ich, in Oran, er seine Jüdin, ich meine Maurin verlassen, um sie gegen die kleinen Krämerinnen von Algier zu vertauschen."

„Es ist nicht zu leugnen," sagte der alte Seemann, erheitert durch den Cyperwein, dessen Flasche während dieses Gesprächs unter den Tischgenossen gekreist hatte, „es ist nicht zu leugnen, je nach der Veränderung der Station verließen wir die Mulatinnen von Martinique, um sie gegen die Fischerinnen von Saint-Pierre-Miquelon, von Neufundland zu vertauschen."

„Das ist eine herrliche Veränderung der Zone, mein Commandant," sagte Gerald, den Veteran mit dem Ellenbogen stoßend, „das hieß das Feuer gegen das Eis vertauschen."

„Nein, bei Gott, nicht!" entgegnete der Veteran, „ich weiß nicht, worin das liegt, aber diese Fischerinnen, welche so blond sind, wie die Albinos, hatten den Teufel im Leib. Da war besonders eine kleine Schelmin mit weißen Augenwimpern, die man die Wallfischfängerin nannte."

„Temperatur des Senegal . . . wie Oheim?"

„Ah!" machte der Veteran.

Und er stellte sein Glas auf den Tisch und ließ seine Zunge an seinem Gaumen schnalzen, so daß man nicht wußte, ob sich dieses bezeichnende Geräusch auf die Erinnerung an die Wallfischfängerin mit den weißen Wimpern, oder auf den köstlichen Geschmack des Cyperweins bezog.

Dann rief der würdige Seemann:

„Ah! was sage ich da. Hat man je solche schlimme Subjecte gesehen! . . . Was doch das Beispiel macht! Spricht nicht ein alter Seehund wie ich von Liebesgeschichtchen mit diesen jungen Schnurrbärten . . . Immer zu, sprecht von Euren Jüdinnen, von Euren Maurinnen, von Euren Herzoginnen, meine Kinder, das ist wenigstens Eurem Alter angemessen.“

„Wohl denn! im Namen der Dankbarkeit fordere ich Olivier auf, mich bei Madame Herbaut vorzustellen,“ sprach der hartnäckige Gerald.

„So ist es mit der Uebersättigung! . . . Du besuchst die schönste, die größte Gesellschaft,“ sagte Olivier, „und Du beneidest unsere armen kleinen Batignoller Unterhaltungen.“

„Ah! wie lustig ist es doch in der großen Welt!“ rief Gerald. „Ich gehe mit Widerstreben dahin, und nur um meine Mutter nicht zu ärgern . . . Morgen zum Beispiel ist für mich ein Tag zum Sterben, denn meine Mutter gibt eine Matinée dansante . . . doch höre, Olivier, komm doch.“

„Wohin denn?

„Zu der Matinée dansante, die meine Mutter gibt.“

„Ich?“

„Ja wohl, Du.“

„Ich, Olivier Raimond, Quartiermeister bei den Husaren in Deinen Faubourg Saint-Germain . . .“

„Es wäre bei Gott sehr wunderbar, wenn ich nicht zu meiner Mutter meinen besten Freund führen könnte, weil er die Ehre hat, einer der bravsten Soldaten der

Armee zu sein . . . Olivier, Du wirst kommen, ich will, daß Du kommst."

„Im Dollman, mit dem Kepi? nicht wahr!" sagte Olivier, der lächelnd auf seine Armuth anspielte, welche ihm den Luxus bürgerlicher Kleider nicht gestattete.

Da Gerald wußte, welchen Gebrauch der würdige Soldat von seinen so mühsam errungenen Ersparnissen machte, da er überdies seine argwöhnische Empfindlichkeit kannte, so konnte er nur antworten:

„Das ist wahr . . . ich dachte nicht daran . . . Schade . . . wir hätten einen guten Tag hingebracht . . . ich würde Dir unsere gefeierten Schönheiten gezeigt haben und bin überzeugt, Du hättest, was die hübschen und frischen Gesichter betrifft, die Versammlungen bei Madame Herbaut vermißt."

„Hören Sie, mein Oheim, wie geschickt das zurückgeführt ist, wie er den Angriff erneuert?"

Dieselbe entfernte Glocke schlug acht Uhr.

„Acht Uhr!" sagte Olivier rasch; „Teufel! und mein Maurermeister wartet seit einer Stunde . . . Ich muß Dich nothwendig verlassen, Gerald, denn ich habe pünktlich zu sein versprochen, und eine Stunde Verzug ist viel . . . Die Pünktlichkeit ist die Artigkeit der Könige und derjenigen, welche Rechnungen bereinigen," fügte Olivier heiter bei. Dann seinem Oheim die Hand reichend: „Guten Abend, mein Oheim!"

„Du wirst abermals einen Theil der Nacht arbeiten," sagte der Veteran mit einer Bewegung, die er zurückzuhalten suchte, während er Gerald einen bezeichnenden Blick zuwarf, „ich darf Dich also nicht erwarten?"

„Nein, mein Oheim, legen Sie sich nieder... Sagen Sie Madame Barbançon, sie möge den Schlüssel beim Portier und chemische Zündhölzchen in der Küche lassen... ich werde kein Geräusch machen, ich werde Sie nicht aufwecken."

„Guten Abend, Herr Gerald," sprach der Veteran, indem er dem jungen Herzog die Hand reichte und sie

auf eine Weise drückte, durch die er ihn an sein Versprechen in Betreff der Beförderung von Olivier zum Grade eines Officiers erinnern wollte.

„Gott befohlen, mein Commandant," sagte Gerald, den Druck des Veterans erwiedernd und ihm durch ein Zeichen bedeutend, er habe seinen Gedanken verstanden, „nicht wahr, Sie erlauben mir, daß ich Sie wieder besuche?"

„Es wird für mich ein Vergnügen, ein wahres Vergnügen sein, Herr Gerald, das dürfen Sie mir glauben."

„Meiner Treue, ja, Herr Commandant, denn ich urtheile hiebei nach mir selbst . . . Komm, Olivier, komm, ich begleite Dich bis zu der Thüre Deines Maurermeisters."

„Dabei gewinne ich immer eine Viertelstunde," sagte Olivier. „Guten Abend, mein Oheim."

„Guten Abend, mein Kind."

Und Olivier, der im Eingang sein Bündel Papier und sein Paquet Federn genommen hatte, entfernte sich mit Gerald; Beide gingen Arm in Arm bis zur Wohnung des Maurers, wo sie sich unter dem Versprechen baldigen Wiedersehens trennten.

Ungefähr eine Stunde, nachdem Olivier seinen Oheim verlassen hatte, wurde Madame Barbançon in dem Wagen der Frau Gräfin von Beaumesnil in die Batignolles zurückgebracht.

Erstaunt über das Stillschweigen und das finstere Gesicht seiner Haushälterin richtete der Veteran mehrere Male, aber vergebens, Fragen an diese. Er bat sie endlich, den Ueberrest des Cyperweins zu verschließen. Madame Barbançon nahm die Flasche, ging langsam weg, blieb bald stehen, kreuzte die Arme mit einer nachdenkenden Miene und ließ durch diese Bewegung die staubige Phiole fallen.

„Der Teufel hole Sie," rief der Veteran, „nun ist der Cyperwein verloren."

„Das ist wahr, ich habe die Flasche zerbrochen," erwiederte die Haushälterin wie aus einem Traum erwachend;

„nun! das setzt mich nicht in Erstaunen, seitdem ich die Frau Gräfin von Beaumesnil gesehen und gehört habe; denn ich habe sie gesehen . . . Und in welchem Zustand, mein Gott! die arme Frau!!! Ich zerbreche mir den Kopf, um etwas zu finden, was ich nicht finde, und ich werde in langer Zeit zu nichts mehr gut sein, Herr, darauf können Sie zählen."

„Es ist immer etwas, wenn man das zum Voraus weiß," sagte der Veteran mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit, als er Madame Barbançon wieder in ihre geheimnißvolle Träumerei versinken sah.

Fünftes Kapitel.

Am Tage nach dem Zusammentreffen von Olivier Raimond und Gerald, gab dessen Mutter, wie er es dem Neffen des Veterans gesagt hatte, eine Matinée dansante.

Die Frau Herzogin von Senneterre gehörte durch ihre Familie und ihre Verbindungen zum ältesten und berühmtesten Adel Frankreichs, obgleich ihr Vermögen mittelmäßig und ihr Haus klein war, gab sie doch jedes Frühjahr fünf bis sechs Morgenbälle einer nicht sehr zahlreichen, aber äußerst eleganten und ausgewählten Gesellschaft, wobei sie und ihre zwei jungen Töchter die Honneurs mit vollkommener Anmuth machten. Der Herr Herzog von Senneterre, welcher zwei Jahre früher gestorben war, hatte unter der Restauration die höchste Stellung eingenommen.

Die drei Fenster des Salon, wo man tanzte, öffneten sich auf einen schönen Garten; das Wetter war herr-

lich; zwischen zwei Contretänzen spazierten oder plauderten mehrere Personen, Männer und Frauen, unter den Alleen, welche an verschiedenen Stellen von blühenden Gesträuchen begränzt waren. Vier oder fünf Männer unterhielten sich unter dem Schutze einer Gruppe von Fliederbüschen über die tausend unbedeutenden Dinge, aus denen gewöhnlich die weltlichen Gespräche bestehen.

Unter den Plaudernden verdienten zwei Personen eine besondere Aufmerksamkeit.

Eine derselben, ein Mann von etwa dreißig Jahren, schon abgestumpft, mit einer zugleich anmaßenden und unempfindlichen Miene, hochmüthig und aufgeblasen, mit bedecktem und beinahe erloschenem Auge, hieß Herr Graf von Mornand. Sein Name war am Tage vorher bei dem Commandanten Bernard genannt worden, als Olivier und Gerald ihre Erinnerungen aus dem Colleg wiederbelebten.

Herr von Mornand nahm, wie gesagt, in der Kammer der Pairs einen erblichen Sitz ein.

Die andere Person, ein vertrauter Freund des Grafen, war ein Mann auch von dreißig Jahren, von hohem Wuchs, mager, knochig, eckig, leicht gebückt, schon kahl; sein kleiner platter Kopf, sein so weit als die Stirne hervorstehendes, beinahe immer mit Blut unterlaufenes Auge gaben seiner Physiognomie einen dem der Schlange sehr ähnlichen Charakter... Er nannte sich Baron von Ravil. Obgleich die Mittel seines Unterhalts sehr problematisch waren, empfing man doch den Baron mit Rücksicht auf den Luxus, den er zur Schau stellte, in der besten Gesellschaft, zu der er übrigens durch seine Geburt gehörte; nie entwickelte ein Intrigant, (wenn wir diesem Epitheton alle seine Folgen von den niedrigsten bis zu den verwegensten geben) eine so cynische Frechheit, eine so unverschämte Falschheit.

„Haben Sie den Löwen des Balls gesehen?“ sagte zu Herrn von Mornand einer von den Sprechenden der von uns bezeichneten Gruppe.

„Ich komme so eben und weiß nicht, wen Sie meinen," erwiederte Herr von Mornand.

„Ei, bei Gott! den Marquis von Maillefort."

„Den verfluchten Buckeligen!" rief Herr von Ravil. „Ah! diese Matinée war von einer Trockenheit, von einer Langweile zum Sterben, der Marquis wird dies Alles durch seine possierliche Gegenwart ein wenig erheitern."

„Was Teufels kann man in der Gesellschaft thun, wenn man so gebaut ist?" sagte Herr von Mornand. „Dieser arme Marquis müßte wenigstens das Bewußtsein seines Buckels haben."

„Es ist seltsam," bemerkte ein Anderer, „von Zeit zu Zeit erscheint der Marquis in der Welt auf einige Wochen, und dann verschwindet er plötzlich wieder."

„Ich habe ihn im Verdacht, daß er ein Falschmünzer ist und nur zuweilen kommt, um das Product seiner geistreichen Industrie in Umlauf zu bringen," sagte Herr von Ravil. „So viel ist gewiß, daß er mir eines Tags unerhörter, unglaublicher Weise im Spiel ein Billet von tausend Franken geliehen hat, das ich ihm nie zurückgeben werde . . . Einmal mußte es falsch sein . . . und dann sagte der unverschämte Buckelige zu mir, als er mir das Billet lieh: Es wird mich belustigen, diese tausend Franken oft von Ihnen zurückzufordern, Baron! Er mag unbesorgt sein, er wird sich lange belustigen."

„Scherz bei Seite, der Marquis ist ein seltsamer Mensch," sagte ein Anderer; „die alte Marquise von Maillefort, seine Mutter, hat ihm ein schönes Vermögen hinterlassen, und man weiß nicht, was er damit macht, denn er lebt sehr bescheiden."

„Ich habe ihn früher ziemlich oft bei der armen Frau von Beaumesnil gesehen."

„Ah!" sagte ein Anderer, „Sie wissen, daß es äußerst schlecht bei ihr stehen soll?"

„Bei Frau von Beaumesnil?"

„Gewiß; man mußte ihr noch im Verlaufe des Tages

die Sterbesacramente geben; dies hat man wenigstens Frau von Mirecourt geantwortet, welche, als sie hierher fuhr, vor der Thüre des Hotel Beaumesnil anhielt, um sich zu erkundigen."

„Arme Frau! sie stirbt sehr jung."

„Und welch ein ungeheures Vermögen wird ihre Tochter bekommen!" rief Herr von Mornand; „es wird die reichste Erbin Frankreichs sein . . . und eine Waise obendrein ... welch ein Bissen!"

Während er diese Worte sprach, begegneten die Augen des Herrn von Mornand denen seines Freundes Ravil.

Beide bebten unmerklich, als ob ihnen plötzlich ein Gedanke gekommen wäre; mit einem einzigen Blick hatten sie sich verstanden.

„Die reichste Erbin von Frankreich!"

„Eine Waise!!"

„Und ein Vermögen... Alles in Grundbesitzungen!!" riefen die drei Andern mit einem naiven Ausdruck der Begierde.

Dann sagte Einer von ihnen, ohne den Austausch bezeichnender Blicke zu bemerken, der zwischen Herrn von Mornand und seinem Freund stattfand:

„Und wie alt ist Fräulein von Beaumesnil?"

„Kaum fünfzehn Jahre," antwortete Herr von Ravil; „und dann so häßlich, so kränklich," fügte er mit Absicht bei.

„Teufel! kränklich . . . das ist nicht unvortheilhaft, im Gegentheil," sprach Einer von der Gruppe mit einer klugen, bedächtlichen Miene.

„Ah! sie ist sehr häßlich?" fragte ein Anderer, sich an Herrn von Ravil wendend, „Sie haben sie also gesehen?"

„Ich nicht, doch eine von meinen Muhmen hat die Kleine im Kloster vom Heiligen Herzen gesehen, ehe sie Herr von Beaumesnil auf den Rath der Aerzte nach Italien brachte."

„Armer Beaumesnil! er mußte in Neapel an einem Sturz vom Pferde sterben."

„Und Sie sagen, mein Lieber," sprach derjenige, welcher sich vorher schon an Herrn von Ravil gewendet hatte, während Herr von Mornand immer nachdenkender zu werden schien, „Sie sagen, Fräulein von Beaumesnil sei sehr häßlich?"

„Ein wahres Ungeheuer . . . ich weiß nicht, ob sie nicht die fallende Krankheit hat," fuhr Herr von Ravil in der unleugbaren Absicht der Verleumdung fort; „dabei leidet sie auf der Brust, . . . denn nach dem Tod von Herrn von Beaumesnil erklärte der Arzt, der sie nach Neapel begleitet hatte, er stehe für Nichts, wenn Fräulein von Beaumesnil nach Frankreich zurückkehren würde . . . Sie ist im höchsten Grade brustkrank, sage ich Ihnen, im höchsten Grade!"

„Eine brustkranke Erbin?" versetzte ein Anderer mit einer zugleich lüsternen und angelockten Miene; „das ist das, was es Zartestes und Gesuchtestes in der Welt gibt."

„Bei Gott! ich verstehe Sie, das ist es offenbar," sprach Ravil; „doch sie muß wenigstens leben können, bis man sie heirathet, während Fräulein von Beaumesnil wahrscheinlich nicht leben wird; sie ist verurtheilt; ich habe es von Herrn de la Rochaigue, ihrem nächsten Verwandten, sagen hören . . . er muß es wohl wissen, da er von ihr erben wird."

„Vielleicht gerade deshalb sieht er Alles unter einer schönen Farbe."

„Welche Chance für Frau von Rochaigue, die den Aufwand, die Feste so sehr liebt."

„Ja, bei den Andern."

„Das ist zum Erstaunen," bemerkte Einer von den Redenden, „mir scheint, ich habe sagen hören, Fräulein von Beaumesnil gleiche ihrer Mutter, welche eine der hübschesten Frauen von Paris war."

„Diese Erbin ist grausam häßlich," entgegnete Ravil,

„ich kann es Ihnen bezeugen, und ich weiß nicht einmal, ob sie nicht verwachsen ist."

„Gegen mich," sagte endlich Herr von Mornand, aus seiner Träumerei erwachend, „gegen mich haben sich andere Personen über Fräulein von Beaumesnil geäußert, wie sich Herr von Ravil äußerte."

„Ah! warum hat sie ihre Mutter nicht nach Italien begleitet?"

„Weil die arme Frau schon von der auszehrenden Krankheit befallen war, der sie zu unterliegen scheint. Man sagt übrigens, es habe ihr einen furchtbaren Kummer bereitet, daß sie nicht im Stande gewesen sei, ihre Tochter zu begleiten, und dieser Kummer dürfte wohl dazu beitragen, ihren Zustand rettungslos zu machen."

„Demnach," bemerkte ein Anderer, „demnach würde es scheinen, als hätte die musikalische Kur des Doctor Dupont nicht den Erfolg gehabt, den man sich davon versprach?"

„Welche musikalische Kur?"

„Vertraut mit der Liebe von Frau von Beaumesnil für die Musik, soll der Doctor, um die Leiden seiner Kranken zu lindern und sie in ihrem Siechthum zu zerstreuen, derselben gerathen haben, sich Stücke von einer sanften, milden Musik spielen oder singen zu lassen."

„Der Gedanke war nicht schlecht, obgleich nur eine Erneuerung der Geschichte von Saul und David," sagte Herr von Ravil.

„Nun, und was ist daraus erfolgt?"

„Frau von Beaumesnil soll Anfangs eine Art von Zerstreuung, von Linderung gefühlt haben; doch die Krankheit gewann wieder die Oberhand."

„Man sagt auch, der grausame Tod des armen Herrn von Beaumesnil habe ihr einen furchtbaren Schlag beigebracht."

„Gehen Sie doch," rief Herr von Mornand, der mit einer höhnischen Miene die Achseln zuckte; „hat diese Frau Beaumesnil je geliebt? Sie hat ihn nur seiner Millionen

wegen geheirathet . . . Und überdies, als sie noch jung war, hatte sie, ich weiß nicht wie viele, Liebhaber. Kurz," fügte Herr von Mornand, seine Backen mit einer Affectation geringschätzender Würde aufblasend, bei, „kurz, Frau von Beaumesnil ist eine anrüchtige . . . verlorene Frau, und trotz des ungeheuren Vermögens, das sie hinterläßt, wird sich ein anständiger Mann nie dazu hergeben, die Tochter einer solchen Mutter . . . eines entehrten Weibes, zu heirathen!!!"

„Elender!" rief eine Stimme, welche, hinter den Fliederbüschen hervorkommend, die letzten Worte von Herrn von Mornand erwiedern zu wollen schien.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens und allgemeiner Ueberraschung ein; dann machte Herr von Mornand, der purpurroth vor Zorn geworden, rasch einige Schritte, um das Gebüsch zu umgehen.

Er fand Niemand; . . . da die Allee an dieser Stelle eine ziemlich scharfe Biegung bildete, so hatte die Person, welche das Wort Elender ausgesprochen, leicht verschwinden können.

„Es gibt hier keine Elende," sprach mit lauter Stimme Herr von Mornand, der wieder an seinen Platz zurückkehrte, „Elende sind nur die Leute, welche Beleidigungen zu sagen sich erdreisten, ohne daß sie sich zu zeigen wagen."

Dieser seltsame Zwischenfall hatte kaum stattgefunden, als die Töne des Orchesters, die sich wieder hörbar machten, die Spaziergänger nach dem Salon zurückführten.

Herr von Mornand blieb allein mit Ravil; dieser sagte zu ihm:

„Man hat Dich einen Elenden genannt, man hat es nicht gewagt, zu erscheinen, das ist gut . . . sprechen wir nicht davon. Doch Du hast mich verstanden?"

„Vortrefflich. Diese Idee ist mir wie Dir plötzlich gekommen . . . Seltsam! einige Augenblicke war ich wie geblendet, bezaubert durch diesen Gedanken . . ."

„Mehr als drei Millionen Renten? Wie? was für einen unbestechlichen Minister würdest Du geben?“

„Schweige doch . . . das ist um verrückt zu werden.“

Diese vertrauliche Unterredung wurde durch die Ankunft eines überlästigen Dritten unterbrochen, der sich an Herrn von Mornand wandte und mit der ausgesuchtesten Höflichkeit zu ihm sagte:

„Mein Herr, wollen Sie die Gefälligkeit haben, mir als Vis-à-vis zu dienen?“

Bei dieser Frage wich Mornand einen Schritt zurück, ohne ein Wort zu erwiedern, so groß war sein Erstaunen, ein begreifliches Erstaunen, wenn man bedenkt, daß derjenige, welcher Herrn Mornand ihm als Vis-à-vis zu dienen gebeten hatte, der Marquis von Maillefort, dieser seltsame Buckelige war, von dem schon mehrere Male die Rede gewesen ist.

Ein anderes Gefühl als das des Erstaunens hinderte auch Herrn von Mornand, sogleich auf den seltsamen Vorschlag des Marquis zu antworten, denn in der männlichen, vibrirenden Stimme des Letztern glaubte Herr von Mornand einen Augenblick die Stimme des Unsichtbaren zu erkennen, der ihn einige Minuten vorher, da er sich so hart in Beziehung auf Frau von Beaumesnil ausgedrückt, als einen Elenden behandelt hatte.

Der Marquis von Maillefort schien das Stillschweigen und den Ausdruck unhöflichen Erstaunens, mit dem Herr von Mornand seinen Vorschlag aufnahm, nicht zu bemerken und wiederholte in demselben Tone vollkommener Artigkeit:

„Mein Herr, wollen Sie die Gefälligkeit haben, mir als Vis-à-vis bei dem nächsten Contretanz zu dienen?“

Auf diese wiederholte Frage, welche übrigens seltsam erscheinen müßte, wenn man die Tournure dieses Tänzers in Anwartschaft bedenkt, erwiederte Herr von Mornand, der seine Lust zu lachen, kaum verhehlte:

„Ihnen als Vis-à-vis dienen, Ihnen, mein Herr?“

„Ja, mein Herr," antwortete der Marquis mit der naivsten Miene der Welt.

„Aber, mein Herr," was Sie da von mir verlangen," versetzte Herr von Mornand, „ist, wenn Sie mir es zu sagen erlauben . . . sehr delicat . . ."

„Und sehr gefährlich . . . mein lieber Marquis," fügte der Baron von Ravil nach seiner Gewohnheit kalt höhnisch bei.

„Was Sie betrifft, Baron," entgegnete lächelnd Herr von Maillefort, „ich könnte eine nicht minder delicate und vielleicht noch gefährlichere Frage an Sie richten: wann werden Sie mir die tausend Franken zurückgeben, die ich Ihnen im Spiel zu leihen das Glück gehabt habe?"

„Sie sind sehr neugierig, Marquis."

„Stille, Baron," erwiederte der Buckelige, „behandeln Sie nicht die verstorbenen Witze von Herrn von Talleyrand, wie Sie die Tausend-Franken-Billets behandeln."

„Was wollen Sie damit sagen, Marquis?"

„Ich will damit sagen, Baron, daß Sie die einen eben so wenig in Umlauf zu setzen kosten, als die andern."

Herr von Ravil biß sich auf die Lippen und erwiederte:

„Diese Erklärung befriedigt mich nicht durchaus, Herr Marquis."

„Es ist wahr, Baron, Sie haben das Recht, im Punkte der Erklärungen schwierig zu sein," entgegnete der Buckelige mit einem Ausdruck hochmüthigen Spottes; „doch Sie haben nicht das Recht, indiscret zu sein, und das sind Sie in diesem Augenblick in hohem Grad. Ich hatte die Ehre, mit Herrn von Mornand zu reden, und Sie kommen und werfen sich quer in unser Gespräch . . das ist sehr unangenehm."

Dann sich an Herrn von Mornand wendend, fuhr der Buckelige fort:

„Mein Herr, Sie hatten also die Güte, auf die

Bitte, die ich an Sie stellte, mir als Vis-à-vis dienen zu wollen, zu antworten, das sei sehr delicat?"

„Ja, mein Herr," antwortete Herr von Mornand diesmal ernsthaft, denn eine Ahnung sagte ihm, der seltsame Vorschlag des Buckeligen sei nur ein Vorwand, und je mehr er seine Stimme hörte, desto mehr glaubte er die zu erkennen, welche ihn als einen Elenden behandelt hatte. „Ja, mein Herr," fügte er mit einer hochmüthigen Dreistigkeit bei. „Ich habe gesagt, es wäre sehr delicat, Ihnen als Vis-à-vis zu dienen."

„Mein Herr, dürfte ich Sie, ohne mich zu großer Neugierde schuldig zu machen, fragen warum?"

„Aber ... mein Herr ..." erwiederte Herr von Mornand zögernd, „weil ... weil ... ich finde ... daß es seltsam ist ... zu ..."

Und als Herr von Mornand nicht vollendete, sagte rasch der Marquis:

„Mein Herr, ich habe eine vortreffliche Gewohnheit."

„Welche, mein Herr?"

„Da mir die Unannehmlichkeit geworden ist, buckelig und folglich sehr lächerlich zu sein, so habe ich den Entschluß gefaßt, mir ausschließlich das Recht, über meinen Buckel zu spotten, vorzubehalten, und da ich mich dieser Scherze zur allgemeinen Zufriedenheit zu entledigen überzeugt bin (entschuldigen Sie, meine Herren, diese Geckenhaftigkeit), so erlaube ich nicht, daß man das sehr schlecht macht ... was ich sehr gut mache."

„Mein Herr ..." sagte lebhaft Herr von Mornand, „ich ..."

„Erlauben Sie mir ... ein Beispiel ..." versetzte immer sehr munter der Marquis. „Ich habe Sie gebeten, mir die Ehre zu erweisen, mir als Vis-à-vis zu dienen ... Nun! ... statt mir höflich zu sagen: J a, m e i n H e r r, oder: n e i n, m e i n H e r r, antworten Sie mir vor Lachen beinahe erstickend: E s i s t s e h r d e l i c a t, I h n e n a l s V i s-à-v i s z u d i e n e n ... Und da ich Sie höflich bitte, Ihren Scherz, der ohne Zweifel durch meinen Buckel

hervorgerufen worden ist, zu vollenden . . . so stammeln Sie, so finden Sie gar nichts, und das ist kläglich."

„Aber mein Herr," rief Herr von Mornand, „ich will . . ."

„Aber mein Herr," entgegnete der Bucklige, abermals Mornand unterbrechend, „wenn Sie, statt höflich zu sein, scherzhaft sein wollen, was Teufels! so hätten Sie es wenigstens wirklich sein und mir etwas drollig Ungezogenes sagen müssen, so zum Beispiel: „„Herr von Maillefort, ich habe einen Abscheu vor den Hinrichtungen . . . und ich hätte nicht die Kraft, der ihrer Tänzerin beizuwohnen."" Oder wohl auch: „„Herr von Maillefort, ich besitze viel Eitelkeit, und will mich nicht der Unannehmlichkeit, mit Ihnen das Dos-à-dos zu machen, aussetzen."" Sie sehen wohl, mein lieber Herr," fügte der Buckelige mit verdoppelter Heiterkeit bei, „da ich selbst auf das Beste über meine Person spotte, so habe ich Recht, wenn ich nicht dulde, daß man auf eine plumpe, ungeschickte Weise macht, was ich auf eine anmuthige Weise mache."

„Sie sagen, mein Herr, Sie dulden nicht . . ." rief Mornand mit einer gewissen Heftigkeit.

„Ruhig doch, Mornand, es ist nur ein Scherz," sagte Herr von Ravil. „Und Sie, Marquis . . . Sie haben zu viel Geist, um . . ."

„Es handelt sich nicht um dieses," entgegnete Herr von Mornand. „Der Herr hat gesagt, er dulde nicht . . ."

„Daß man über mich spotte," sprach der Marquis, „nein, bei Gott! nicht; mein Herr, ich dulde es nicht, das wiederhole ich Ihnen."

„Aber noch einmal, Marquis," sagte Herr von Ravil, „Mornand hatte nicht, konnte nicht den Gedanken haben, über Sie zu spotten."

„Wahrhaftig, Baron?"

„Bei Gott!"

„Gewiß und wahrhaftig, Baron?"

„Ganz gewiß!"

„Wohl," sprach der Marquis, dann mag der Herr

die Güte haben, mir zu erklären, was er unter der Antwort auf meine Bitte: das ist sehr delicat, verstanden hat."

„Aber das ist ganz einfach . . . ich werde . . ."

„Mein lieber Ravil," sagte Herr von Mornand, seinen Freund mit fester Stimme unterbrechend, „Du gehst viel zu weit; da Herr von Maillefort mit Sarkasmen und Drohungen verfährt, so halte ich es für geeignet, ihm jede Erklärung zu verweigern. Herr von Maillefort kann meinen Worten einen Sinn nach seinem Belieben geben."

„Oh! oh! Ihren Worten einen Sinn geben!" erwiederte der Buckelige lachend, „eine solche Aufgabe übernehme ich nicht, das ist die Sache Ihrer ehrenwerthen Collegen in der Kammer der Pairs, wenn Sie ihnen eine von den herrlichen Reden halten, welche zu verstehen nur Ihnen eigenthümlich ist."

„Machen wir ein Ende, mein Herr!" rief Herr von Mornand, auf's Aeußerste getrieben; „betrachten Sie meine Worte als so beleidigend, wie Sie nur immer wollen."

„Du bist ein Narr!" rief Ravil, „dies Alles ist oder wird vollkommen lächerlich sein."

„Sie haben Recht, mein armer Baron," sagte der Marquis mit einer naiven und zugleich zerknirschten Miene, „dies Alles kann furchtbar, ungeheuer lächerlich . . . für diesen Herrn werden: sehen Sie, ich bin auch ein guter Fürst und werde mich mit nachfolgender, mit lauter Stimme von Herrn von Mornand vor drei bis vier Personen nach meiner Wahl ausgesprochenen Entschuldigung begnügen: „„Herr Marquis von Maillefort, ich bitte Sie sehr demüthig und sehr beschämt um Verzeihung, daß ich es gewagt habe . . ."

„Genug! mein Herr! . . ." rief Herr von Mornand, „Sie halten mich also für sehr feig, oder für sehr einfältig?"

„Wirklich? Sie verweigern mir diese Genugthuung,"

sagte der Marquis, mit spöttischer Miene einen Seufzer ausstoßend, „Sie verweigern mir dieselbe entschieden?"

„Ja, mein Herr, entschieden," rief Herr von Mornand, „ganz entschieden!"

„Dann, mein Herr," sagte der Marquis eben so leicht, als vollkommen höflich, „dann, mein Herr, sehe ich mich genöthigt, dieses Gespräch so zu endigen, wie ich es angefangen habe, und abermals mir die Ehre zu geben, Sie zu fragen: Wollen Sie die Gefälligkeit haben, mir als Vis-à-vis zu dienen?"

„Wie, mein Herr, Ihnen als Vis-à-vis?" versetzte Mornand ganz erstaunt.

„Als mein Vis-à-vis bei einem Contretanz zu zwei," fügte der Buckelige mit einer ausdrucksvollen Geberde bei, „Sie verstehen? . . ."

„Ein Duell . . . mit Ihnen?" rief Herr von Mornand, der, in der ersten Aufwallung des Zorns, die ausnahmsweise Stellung des Buckeligen vergessen hatte und nur an das dachte; was alles Lächerliches für ihn ein solcher Kampf haben konnte; er wiederholte auch:

„Ein Duell mit Ihnen, mein Herr? Aber . . ."

„Werden Sie mir wie vorher antworten," sprach heiter, ihn unterbrechend, der Buckelige, „werden Sie mir antworten, dieses andere Vis-à-vis sei zu delicat? . . . oder zu gefährlich, wie Ihr Freund von Ravil sagte?"

„Nein, mein Herr, ich würde das nicht zu gefährlich finden, aber es wäre zu lächerlich," rief Herr von Mornand.

„Ei! mein Gott! das sagte ich so eben zu dem ehrenwerthen Herrn von Ravil, das wird ungeheuer . . . furchtbar lächerlich für Sie sein, mein armer Herr . . . doch was wollen Sie?"

„In der That, meine Herren," rief Ravil, „ich werde nie dulden, daß . . ."

Dann, als er Gerald von Senneterre erblickte, der eben durch den Garten ging, fügte er bei:

„Hier ist gerade der Herzog von Senneterre, der Sohn des Hauses; er wird sich mit mir vereinigen, um diesem Streit ein Ende zu machen."

„Bei Gott! meine Herren," sagte der Buckelige, „der Herzog kommt wie gerufen."

Und sich an den jungen Mann wendend, rief er:

„Gerald, mein lieber Freund, kommen Sie uns zu Hülfe."

„Was gibt es denn, Herr Marquis?" fragte Gerald mit einem Ausdruck liebevoller Ehrfurcht.

„Haben Sie Cigarren?"

„Vortreffliche, Herr Marquis."

„Nun wohl! mein lieber Gerald, diese zwei Herren und ich sterben vor Lust, zu rauchen. Wir wollen die kleine Schwelgerei in Ihrer Wohnung treiben."

„Herrlich," erwiederte Gerald heiter; „ich habe Niemand für diesen Contretanz gebeten und kann also über eine Viertelstunde verfügen."

„Das ist gerade so viel Zeit, als wir brauchen," sagte der Buckelige, indem er einen bezeichnenden Blick Mornand und Ravil zuwarf, welche indessen nicht begriffen, worauf der Marquis abzielte.

„Kommen Sie, meine Herren?" fügte der Buckelige bei, indem er Gerald beim Arm nahm und dem Minister in spe und seinem Freund voranging.

In einigen Secunden erreichten die vier Personen die Wohnung von Gerald, welche im zweiten Stock des Hauses seiner Mutter lag und aus drei Zimmern bestand, von denen eines sehr groß war.

Nachdem der junge Herzog die Herren von Mornand und von Ravil artig ersucht hatte, zuerst einzutreten, sagte Maillefort, während er den Schlüssel in der Thüre umdrehte und dann in seine Tasche steckte, zu Gerald:

„Sie erlauben, mein lieber Freund?"

„Warum denn diese Thüre doppelt schließen, Herr Marquis?" versetzte Gerald sehr erstaunt.

„Um . . . nicht gestört zu werden," antwortete geheimnißvoll der Buckelige, . . . „und um ruhig rauchen zu können . . ."

„Teufel! . . . Sie sind ein sehr vorsichtiger Mann, Herr Marquis," sagte Gerald lachend.

Und er führte die Herren von Mornand und Ravil in das hinterste Zimmer, welches, viel größer als die zwei andern, dem jungen Herzog als Salon und Cabinet diente.

An einer von den Wänden dieses Zimmers sah man einen großen Schild, überzogen mit rothem Sammet, auf dem eine Panoplia mit Waffen des Kriegs, des Zweikampfs und der Jagd hervorragte.

Sechstes Kapitel.

Als Herr von Mornand den Marquis von Maillefort die Thüre der Wohnung doppelt schließen sah, errieth er ungefähr die Absicht des Buckeligen. Bald ließ ihm dieser nicht mehr den geringsten Zweifel über seinen Entschluß: er löste seine Halsbinde und zog seinen Frack und seine Weste mit einer seltsamen Geschwindigkeit zum wachsenden Erstaunen von Gerald aus, der ganz treuherzig sein Cigarrenkistchen vom Kamin genommen hatte.

Der Marquis deutete nun mit dem Finger auf zwei Duelldegen, welche mit anderen Waffen an der Panoplia hingen, und sagte zu dem jungen Herzog:

„Mein lieber Gerald, haben Sie die Güte, mit Herrn

von Ravil diese Degen zu messen und den längsten meinem Gegner anzubieten; sind sie ungleich, so werde ich mich des kürzeren bedienen. Ei! ei! man kennt das Sprüchwort . . . die Buckeligen haben lange Arme."

„Wie," rief Gerald, „diese Degen?"

„Gewiß, mein lieber Freund; hören Sie mit zwei Worten, wie sich die Sache verhält. Dieser Herr (und er bezeichnete Mornand) ist sehr albern beleidigend gegen mich gewesen, er hat mir eine Entschuldigung verweigert, und würde er sie mir zu dieser Stunde geben, so nähme ich sie nicht mehr an . . . Wir werden uns also schlagen. Sie sind mein Zeuge; Herr von Ravil ist der von Herrn von Mornand, und wir werden hier wie Sybariten sein."

Dann wandte sich der Marquis an Herrn von Mornand und fügte bei:

„Auf, mein Herr . . . legen Sie Ihren Rock ab . . . Gerald kann uns nur eine Viertelstunde schenken und wir wollen also nicht unbescheiden sein."

„Wie Schade, daß Olivier nicht Zeuge dieser guten Scene ist!" dachte Gerald, der, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, ein unbesonnener und tapferer Junge, wie er war, das Abenteuer um so reizender fand, als er wenig Sympathie für die Herren von Mornand und von Ravil fühlte, und eine große Zuneigung für den Marquis hegte.

Als der Buckelige den Ausbruch der Feindseligkeit erklärt hatte, sagte Herr von Ravil zu Gerald mit einer vollkommen überzeugten Miene:

„Sie fühlen wohl, Herr Herzog, daß ein solches Duell unmöglich ist."

„Unmöglich? warum dies, mein Herr?" fragte mit trockenem Tone der ehemalige Quartiermeister bei den Chasseurs d'Afrique.

„Ich danke, Gerald," sprach der Marquis. „Die Degen, mein lieber Freund! . . . rasch, die Degen!"

„Aber, ich wiederhole, ein solches Duell im Hause Ihrer Frau Mutter? Das kann nicht sein, Herr Herzog."

sagte Ravil, als er sah, daß sich Gerald nach der Panoplia wandte und zwei Duelldegen losmachte, die er dann sorgfältig untersuchte.

„Bedenken Sie doch, Herr Herzog," sprach Herr von Ravil mit neuem Drängen, „ein Duell in Ihrem Zimmer . . . bei Ihnen, aus einem nichtswürdigen Beweggrund."

„Mein Herr," entgegnete Gerald, „ich bin allein Richter über die Schicklichkeit dessen, was bei mir vorgeht; es gibt tausend Beispiele von solchen Duellen; nichts kann einfacher und bequemer sein . . . nicht wahr, Herr von Mornand?"

So aufgefordert, antwortete dieser:

„Jeder Ort ist geeignet, um eine Beleidigung zu rächen, Herr Herzog."

„Bravo! . . . der Cid hätte nicht besser gesprochen," rief der Buckelige. „Auf, mein lieber Herr von Mornand, legen Sie rasch Ihren Rock ab. Sehen Sie, ich, der ich nicht gerade wie der Apoll von Belvedere gebaut bin, muß zuerst im Hemd erscheinen. Die Partie ist nicht gleich."

Herr von Mornand legte, auf's Aeußerste getrieben, seinen Rock ab.

„Ich erkläre, daß ich nicht Zeuge eines solchen Duells sein werde!" rief Herr von Ravil.

„Nach Ihrem Belieben," versetzte der Buckelige; „ich habe den Schlüssel der Thüre in meiner Tasche . . . Schauen Sie durch das Fenster und trommeln Sie uns auf den Scheiben eine kleine Bravourarie; das wird vielleicht nicht von schlechter Wirkung bei Herrn von Mornand sein."

„Ravil," rief der Gegner des Marquis, „ich bitte Dich, miß die Degen."

„Du willst es? . . ."

„Ich will es . . ."

„Es sei . . . doch Du bist ein Narr."

Dann sich an Gerald wendend:

„Mein Herr, Sie übernehmen da eine schwere Verantwortlichkeit.“

„Genug, mein Herr,“ erwiederte Gerald, der die Degen mit Ravil maß, während Herr von Mornand seinen Rock ablegte.

Als der Marquis an das Sprüchwort: „Die Buckeligen haben lange Arme,“ erinnerte, sprach er wahr, denn indem er den Hemdärmel aufschlug, um ihn zusammenzurollen und über der Aderlaßstelle zu befestigen, entblößte er einen langen, haarigen, mageren, nervigen Arm, auf dem die Adern wie ein Netz von Stricken hervortraten, während der Arm seines Gegners fett und von einer ungestalten Schlaffheit war.

Nach der Art und Weise, wie die zwei Kämpfenden sich auslegten und ihre Klingen banden, nachdem Gerald, der Ravil mit dem Blick gefragt: Los, meine Herren! gerufen hatte, konnte der Ausgang des Zweikampfes nicht zweifelhaft sein.

Man sah, daß Herr von Mornand, wenn man so sagen darf, anständig brav war, daß er nämlich jenen Muth besaß, welchen nicht zu zeigen einem wohlerzogenen Menschen unmöglich ist: sein außerordentlich vorsichtiges Spiel offenbarte eine gewisse Kenntniß der Fechtkunst; kaum seine Klinge bindend, flink ausweichend, sich so viel es möglich, außer dem Bereiche und auf der Defensive haltend, parirte er leidlich, stieß er mit Schüchternheit nach und griff nie an.

Einen Augenblick waren Ravil und Gerald erschrocken über den Ausdruck des Hasses, der Wildheit, der die bis dahin heitere, spöttische, aber keineswegs boshafte Physiognomie des Marquis veränderte; denn plötzlich heftete er, das Gesicht von dumpfer Wuth zusammengezogen, auf Herrn von Mornand einen Blick von so furchtbarer Starrheit, während er kräftig den Stahl seines Gegners bemeisterte und mit dem Degen in gerader Richtung auf diesen zuschritt, daß Gerald wirklich bange wurde.

Bald aber wurde der Buckelige auch wieder, gleich-

sam durch eine Ueberlegung, was er am Anfang dieser seltsamen Scene gewesen war: heiter und spöttisch; seine Züge spannten sich ab und er hemmte seinen furchtbaren Marsch; dann, da er ohne Zweifel diesen Kampf beendigen wollte, machte er eine Finte innerhalb der Waffen; Herr von Mornand erwiederte dies treuherzig, während sein Gegner, außerhalb stoßend, ihm den rechten Arm durchbohrte.

Als sie das Blut fließen sahen, traten Gerald und Ravil vor und riefen:

„Es ist genug, meine Herren, es ist genug!"

Die zwei Kämpfenden senkten ihre Degen auf die Aufforderung ihrer Zeugen, und der Marquis sprach mit lauter Stimme:

„Ich erkläre mich für befriedigt . . . ich thue noch etwas Besseres, Herr von Mornand, ich bitte Sie demüthig um Verzeihung . . . daß ich buckelig bin. Es ist dies die einzige Entschuldigung, die ich Ihnen vernünftiger Weise bieten kann."

„Das genügt, mein Herr," sprach Herr von Mornand mit einem bitteren Lächeln, während Gerald und Ravil mit einem Sacktuch die Wunde verbanden, welche indessen von keiner Bedeutung war.

Nachdem man diesen ersten Verband vorgenommen hatte, kleideten sich die beiden Gegner wieder an; Herr von Maillefort aber sagte zu Herrn von Mornand:

„Mein Herr, wollen Sie die Güte haben, mir eine kurze Unterredung im nächsten Zimmer zu bewilligen?"

„Ich bin zu Ihren Befehlen," erwiederte Herr von Mornand.

„Sie erlauben, Gerald?" fragte der Buckelige den jungen Herzog.

„Gewiß," antwortete dieser.

Als Herr von Maillefort und Herr von Mornand im Schlafzimmer von Gerald allein waren, sagte der Buckelige mit seiner spöttischen Miene:

„Obgleich es schlechter Geschmack ist, von seiner

Großmuth zu sprechen, mein lieber Herr, so bin ich doch genöthigt, Ihnen zu bekennen, daß ich einen Augenblick Lust hatte, Sie zu tödten, und nichts wäre mir leichter gewesen . . ."

„Sie hätten Ihren Vortheil benützen müssen, mein Herr."

„Ja, aber ich habe bedacht . . ."

„Was?"

„Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen mein Herz nicht ganz öffne und Sie nur bitte, diesen unschuldigen Degenstich als etwas wie jene Erinnerungspunkte zu betrachten, durch die man sein Gedächtniß unter gewissen Umständen unterstützt."

„Ich verstehe Sie durchaus nicht, mein Herr."

„Sie werden mir zugeben, daß man oft ein Stückchen Papier in seine Tabaksdose legt, oder daß man, wenn man nicht schnupft, einen Knoten an sein Sacktuch macht, um sich an eine Zusammenkunft, an ein Datum, an ein Versprechen zu erinnern?"

„Ja, mein Herr . . . hernach?"

„Ich habe also Grund, zu hoffen, daß mittelst des Stiches, den ich Ihnen in Form eines Erinnerungspunktes in den Arm gegeben habe, das Datum dieses Tages nie aus Ihrem Gedächtniß kommen wird."

„Und welches Interesse haben Sie dabei, mein Herr, daß ich das Datum dieses Tages nie vergesse?"

„Mein Gott, das ist ganz einfach . . . Ich wünschte diesen Tag in Ihrem Gedächtniß auf eine unauslöschliche Weise festzustellen, weil es möglich ist, daß ich Sie später an Alles das, was Sie diesen Morgen sagten, erinnern muß."

„Mich an das erinnern, was ich diesen Morgen sagte?"

„Ja, mein Herr, an Alles, was Sie in Gegenwart unverwerflicher Zeugen sagten, die ich im Falle der Noth anrufen werde."

„Ich verstehe Sie immer weniger, mein Herr."

„Ich sehe für den Augenblick nicht ein, welcher Vortheil dabei wäre, daß Sie mich besser verstehen würden, mein lieber Herr; gönnen Sie mir also die Ehre, Ihnen meine ganze Höflichkeit zu bezeigen und von Gerald Abschied zu nehmen."

Es ist leicht zu errathen: die wahre Ursache der Herausforderung von Maillefort gegen Herrn von Mornand war die beleidigende Art, mit der er von Frau von Beaumesnil gesprochen hatte, denn er täuschte sich in seinem Verdacht nicht, der Buckelige war es, der unsichtbar, als er die rohen Worte von Herrn von Mornand hörte: Elender, ausrief.

Warum hatte nun Herr von Maillefort, ein Mann von so offen hervortretender Kühnheit, einen Umweg gebrauchen, sich eines so nichtigen Vorwandes bedienen müssen, um die Beleidigung zu rächen, welche Frau von Beaumesnil angethan worden war? In welcher Absicht wollte er später Herrn von Mornand an diesen Tag erinnern und ihm vielleicht Rechenschaft über das, was er vor unverwerflichen Zeugen gesagt, abverlangen können?

Das wird die Folge dieser Erzählung aufklären.

Der Marquis von Maillefort hatte von Gerald Abschied genommen, als diesem einer von den Leuten seiner Mutter folgenden Brief übergab, den ihm Olivier am Morgen desselben Tages geschrieben hatte.

„Mein guter Gerald, der Mensch denkt und Gott lenkt (verzeihe mir die Sentenz); gestern Abend hat nun der gute Gott, die Gestalt meines braven Maurermeisters annehmend, entschieden, ich würde auf vierzehn Tage bis drei Wochen auf sechs Meilen von hier weggehen; das ist mir sehr ärgerlich, denn auf diese Art kann unsere gute Partie übermorgen nicht stattfinden.

„Höre im Ernste, wie sich die Sache verhält: mein Maurermeister ist durchaus nicht stark im Rechnen; er hat sich auch bei der Aufnahme der Arbeiten, die von ihm in einem Schloß bei Luzarches ausgeführt worden sind, dergestalt in seinen Rechnungen verwirrt, daß es ihm durch-

aus unmöglich ist, sich unter allen seinen Notizen auszukennen, und daß ich ebenfalls nicht im Stande bin, Licht in die Finsterniß zu bringen; wir müssen also eine Menge von Messungen vornehmen, die ich aufzeichnen werde, um neue Logogryphe zu vermeiden; diese Arbeit nöthigt mich zu einer ziemlich langen Abwesenheit; übrigens ist mein Maurermeister ein ehemaliger Sergent vom Genie, ein braver, ehrlicher Mann, einfach, natürlich, und Du weißt, daß das Leben mit Leuten dieser Art leicht ist; was mich besonders noch veranlaßt hat, ihn zu unterstützen, ist der Umstand, daß er sich, so weit ich beurtheilen konnte, zu seinem Nachtheil täuscht; die Sache kommt selten vor, und es ist mir nicht unangenehm, sie zu bestätigen.

„Ich verlasse meinen guten Oheim (sage . . . welch ein Goldherz!) mit einer furchtbaren Angst . . . Madame Barbançon, die in dem schönen Wagen der Gräfin von Beaumesnil zu uns zurückgeführt wurde, befindet sich seit gestern in einem beunruhigenden Zustand, besonders was die bescheidenen Mahle meines Oheims betrifft; sie hat nicht ein einziges Mal den Namen Buonaparte ausgesprochen, sie ist ganz Geheimniß; sie bleibt nachdenkend im Garten und unthätig in der Küche stehen. . . sie hat uns diesen Morgen geronnene Milch und harte Eier gegeben.

„Dies zur Warnung für Dich, mein guter Gerald, sollte Dich die Laune ankommen, bei dem alten Seemann auf Hausmannskost einsprechen zu wollen. Madame Barbançon brennt übrigens offenbar vor Verlangen, sich über den Vorfall von gestern Abend befragen zu hören, um zu einer Indiscretion veranlaßt zu werden. Du kannst Dir denken, wie mein Oheim und ich uns im Gegentheil zuzückhaltend in dieser Hinsicht benommen haben, gerade weil bei ihrem Abenteuer etwas Sonderbares, Seltsames obwaltet.

„Kannst Du während meiner Abwesenheit über einen Augenblick verfügen, so besuche meinen Oheim . . . Du wirst ihm ein großes Vergnügen machen . . . denn ich fehle ihm gewiß sehr. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr er Dich schon liebt, der arme, würdige Soldat! . . .

Welch eine unaussprechliche Güte! welch ein rechtschaffenes Herz schlägt unter dieser einfachen Hülle! Ah! mein lieber Gerald, ich habe nie nach Vermögen getrachtet; aber ich zittere bei dem Gedanken, daß es meinem Oheim in seinem Alter und bei seinen Gebresten immer mühsamer werden wird, von seinem kleinen Ruhegehalt zu leben . . . trotz aller Entbehrungen, die er muthig erträgt . . . Und wenn er krank würde?... denn zwei von seinen Wunden öffnen sich wieder . . . und für die armen Leute ist die Krankheit etwas so Theures! . . . Höre, Gerald, dieser Gedanke ist grausam.

„Verzeih', mein Freund, mein Bruder, ich habe diesen Brief heiter angefangen . . . nun wird er traurig . . ."

„Lebe wohl, Gerald, auf baldiges Wiedersehen. Schreibe mir nach Luzarches, poste restante. Von ganzem Herzen der Deinige. Olivier Raimond."

Siebentes Kapitel.

Am Abend des Tages, wo das Duell von Herrn Maillefort stattgefunden hatte, ging gegen halb acht Uhr, als die Sonne unter düsteren, dicken Wolken hinabsank, welche einen regnerischen Abend weissagten, denn schon fielen einige seltene, aber große Tropfen, ging, sagen wir, ein Mädchen über die Place de la Concorde und wandte sich nach dem Faubourg Saint-Honoré.

Dieses Mädchen trug unter seinem linken Arm einige Musikhefte, deren abgenutzte Einbände von langen Diensten zeugten; in der rechten Hand hatte die junge Unbekannte einen kleinen Regenschirm, durch den sie sich schützte; ihr äußerst bescheidener Anzug bestand aus einem Kleid von schwarzer Seide, aus einem Mantelet von demselben Stoff und, obgleich das Frühjahr schon vorgerückt war, aus einem Hut von grauem Castor, den sie mit einem breiten

Band unter dem Kinn geknüpft hatte; einige leichte Haarbüschel von einem reizenden Blond sahen, vom Wind bewegt, unter dem schmalen Rand ihres kleinen Hutes hervor und umrahmten ein frisches Gesicht von höchstens achtzehn Jahren, in dem sich nun eine tiefe Traurigkeit ausprägte, das aber voll Anmuth, Bescheidenheit und Würde war; diese so zu sagen angeborene Würde fand sich auch in dem schwermüthigen und stolzen Ausdruck der großen blauen Augen des Mädchens; ihr Gang war zierlich, leicht, und obgleich ihr weites Mantelet ihre Taille verbarg, schien sie doch ebenso vollkommen als geschmeidig und ungezwungen. Wenn ihre Kleider auch durch die Weichheit ihrer Falten und durch eine Art von trübem Glanz (wenn man diese Antithese anwenden darf), ihr Alter offenbarten, waren sie doch so wunderbar reinlich, wurden sie doch mit so seltenem Anstand getragen, daß man ihre Aermlichkeit darüber vergaß.

Als sie über einen Bach schreiten wollte, hob sie ein wenig ihren Rock auf, und da sie nun ihren hübschen Fuß vorstreckte, der mit einem wohl gewichsten Stiefelchen, woran eine etwas dicke Sohle, bekleidet war, so ließ sie einen baumwollenen Strumpf von schneeiger Weiße und den Rand eines nicht minder blendenden, mit einem kleinen Baumwollentulle besetzten Unterrocks sehen.

An dem Wege, auf dem sie weiter ging, stand eine arme Frau, die ein Kind in ihren Armen hielt und mit flehendem Tone ein paar Worte an die junge Unbekannte murmelte; diese, welche sich gerade an der Ecke der Rue des Champs-Elisées befand, blieb stehen; nach einem Augenblick naiver Verlegenheit, denn da ihre beiden Hände in Anspruch genommen waren, die eine durch ihren Regenschirm, die andere durch ihre Musikhefte, konnte sie nicht in ihre Tasche greifen, steckte sie ihre Hefte unter den Arm der Bettlerin und gab dieser ihren Regenschirm in die Hand. Nachdem Beide so geschützt waren, zog sie aus ihrem Kleide eine seidene Börse, welche höchstens vier Franken in kleiner Münze enthielt, ein Zwei-Sous-Stück

und sagte beinahe verwirrt mit einer Stimme von entzückendem Klang:

„Nehmt, gute Mutter . . . verzeiht mir, daß ich Euch nicht mehr bieten kann.“

Und sie warf einen gerührten Blick auf das krankhafte Gesicht des kleinen Wesens, das die Bettlerin an ihren Busen drückte, und fügte bei:

„Liebes armes Kind . . . Gott möge es Euch erhalten.“

Und mit ihrer zarten weißen Hand legte sie ihr bescheidenes Almosen in die abgemagerte Hand, welche die Bettlerin gegen sie ausstreckte; sie drückte sie sogar leicht, zog ihren armseligen, oft von ihr geflickten kleinen Handschuh wieder an, nahm ihren Regenschirm, ihre Musikhefte, warf einen letzten Blick zarten Mitleids auf das arme Weib, und ging ihres Wegs, der Rue des Champs-Elisées folgend.

Wenn wir bei den Einzelnheiten dieser Almosenspendung verweilten, scheinbar vielleicht kindischen Einzelnheiten, so geschieht dies, weil sie uns bezeichnend dünken: diese Gabe, obgleich geringfügig, war nicht mit Hochmuth oder Zerstreuung gereicht worden; das Mädchen hatte sich nicht darauf beschränkt, verächtlich ein Geldstück in die Hand, die es anflehte, fallen zu lassen. Und begreift man wohl die, allerdings für viele Geister unfaßbare, Nuance? Um sein Almosen zu bieten . . . hatte das Mädchen seine Handschuhe ausgezogen, als ob es die Hand einer Freundin zu berühren gehabt hätte!

Der Zufall wollte, daß Herr von Ravil, nachdem er seinen leicht verwundeten Freund nach Hause geführt hatte (Herr von Mornand wohnte im Quartier de la Madeleine), der Zufall wollte, sagen wir, daß sich Herr von Ravil mit der Almosenspenderin auf dem Trottoir der Rue des Champs-Elysées kreuzte; erstaunt über ihre Schönheit, über ihren anmuthigen Gang und ihre ausgezeichnete Haltung, die einen seltsamen Widerspruch mit dem mehr als bescheidenen Anschein ihrer Kleider bildeten, blieb dieser

Mensch eine Secunde vor ihr stehen und maß sie mit einem cynischen Blick; dann, als sie einige Schritte gemacht hatte, wandte er sich um und folgte ihr, wobei er sich, als er das Musikheft sah, das sie unter dem Arm trug, sagte:

„Das ist irgend eine für den Augenblick verirrte Tugend des Conservatoire."

Das Mädchen trat in die damals wenig bewohnte Rue de l'Arcade.

Ravil beschleunigte seinen Gang, näherte sich der Unbekannten, und sagte mit frechem Tone zu ihr:

„Mademoiselle gibt ohne Zweifel Musikstunden? Würde sie mir nicht auch eine . . . zu Hause geben wollen?"

Und er faßte die Unbekannte beim Ellenbogen.

Erschrocken stieß diese einen leichten Schrei aus, wandte sich ungestüm um, und obgleich ihre Wangen durch die Aufregung von Purpur übergossen waren, warf sie auf Ravil einen Blick so niederschmetternder Verachtung, daß dieser Mensch trotz seiner Unverschämtheit seine Augen zu Boden senkte und zu der Unbekannten, während er sich mit einer Miene ironischer Ehrerbietung vor ihr verbeugte, sprach:

„Verzeihen Sie, Frau Prinzessin... ich täuschte mich."

Die Unbekannte setzte ihren Weg fort, indem sie sich trotz ihrer peinlichen Angst stellte, als ginge sie ruhig; das Haus, in das sie sich begab, lag übrigens sehr nahe bei der Stelle, wo sie mit Ravil zusammengetroffen war.

„Gleichviel, ich will ihr folgen," sagte dieser zu sich selbst. „Seht mir doch einmal die Dirne an, welche sich mit ihrem schlechten schwarzen Kleid, mit ihrer Musik unter dem Arm und ihrem Regenschirm das Ansehen gibt, als wäre sie eine Herzogin!"

Dieser Mensch machte, ohne es zu wissen, eine äußerst richtige Vergleichung, denn Herminie (das Mädchen hieß so und hatte, ein armes Kind der Liebe, keinen andern Namen) denn Herminie, sagen wir, war wirklich Herzo-

gin, will man durch dieses Wort jene Anmuth, jene Grazie, jene angeborene Eleganz zusammenfassen, welche noch der jedem zarten, empfindlichen und stolzen Charakter natürliche unbändige Hochmuth erhöht.

Man hat gesagt, viele Herzoginnen seien durch ihre Instincte, durch ihr Aeußeres geborene Loretten gewesen, während dagegen arme Geschöpfe von der geringsten Herkunft durch ihr natürlich ausgezeichnetes Wesen als Herzoginnen geboren waren.

Herminie bot einen neuen und lebendigen Beweis zur Unterstützung dieser Ansicht; die Bekanntinnen, die sie sich in ihrer demüthigen Stellung als Gesangs- und Klavierlehrerin gemacht hatte, hatten sie vertraulich die Herzogin getauft; die einen (und die Zahl von diesen war klein), um sie anzuschwärzen oder aus Eifersucht; haben nicht die bescheidensten Existenzen, die edelsten Herzen ihre Verleumder? die anderen im Gegentheil, weil sie kein Wort fanden, das den Eindruck besser bezeichnet hätte, den auf sie die Manieren und der Charakter von Herminie hervorbrachten, welche, wie sich leicht errathen läßt, keine andere war, als das Mädchen, von dem Olivier wiederholt während ihres Mittagsbrods bei dem Commandanten Bernard mit Gerald gesprochen hatte.

Stets gefolgt von Ravil, verließ Herminie die Rue de l'Arcade; sie erreichte die Rue d'Anjou, klopfte an die Thüre eines großen Hotel, trat hier ein und entging so der hartnäckigen Verfolgung des cynischen Menschen.

„Das ist sonderbar," sagte Ravil, der ein paar Schritte von der Thüre stehen blieb, „was Teufels mag diese hübsche Person im Hotel Beaumesnil mit ihrer Musik unter dem Arm machen? . . . Sie wohnt gewiß nicht hier."

Dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, fuhr Ravil fort:

„Doch, wenn ich bedenke . . . das ist ohne Zweifel der weibliche David, der durch den Zauber seiner Musik die Schmerzen von Frau von Beaumesnil lindern soll;

was diese betrifft, so kann man sie mit dem guten König Saul nur wegen ihrer ungeheuren Reichthümer vergleichen, welche die kleine Beaumesnil erben wird . . . für die mein Freund Mornand schon das gierigste Interesse fühlt . . . Gleichviel, diese hübsche Musikerin, die in das Hotel der Gräfin eingetreten ist, liegt mir am Herzen . . . Ich will warten, bis sie herauskommt . . . Ich muß wohl ihre Adresse erfahren."

Das Gepräge der Traurigkeit, das sich in dem reizenden Gesicht von Herminie ausgedrückt fand, schien sich noch zu vermehren, als sie die Schwelle des Hotels berührte; sie ging an der Loge des Portier vorüber, ohne mit diesem zu sprechen, wie es eine Bewohnerin des Hauses gethan hätte, und wandte sich nach dem weiten Säulengang dieses kostbaren Gebäudes.

Es war noch Tag, doch man gewahrte durch die Fensterscheiben, daß der ganze erste Stock glänzend durch die Kerzen der Kronleuchter und der vergoldeten Candelaber erhellt war.

Bei diesem Anblick verwandelte sich das Erstaunen von Herminie in eine unaussprechliche Bangigkeit; hastig trat sie in das Vorzimmer.

Sie erblickte keinen von den Lackeien, welche sich sonst hier aufhielten.

Die tiefste Stille herrschte in diesem gewöhnlich nicht geräuschvollen, aber durch eine zahlreiche Dienerschaft nothwendig sehr belebten Haus.

Herminie, deren Herz sich immer mehr zusammenschnürte, stieg die große Treppe hinauf, kam auf den Ruheplatz, fand die Thüren der Zimmer mit beiden Flügeln offen, und konnte mit einem Blick die lange Reihe unermeßlicher, prachtvoller Gemächer durchlaufen.

Alle waren glänzend beleuchtet, aber öde und verlassen.

Die bleiche Helle der Kerzen brachte, mit den glühenden Strahlen der untergehenden Sonne kämpfend, ein falsches, seltsames, unheimliches Licht hervor.

Herminie, die sich von ihrer schmerzlichen Erschütterung keine Rechenschaft geben konnte, ging nicht ohne Furcht weiter, durchschritt mehrere Salons . . . und blieb plötzlich stehen.

Es schien ihr, als hörte sie in der Ferne ersticktes Schluchzen.

Endlich kam sie an den Eingang einer langen Gemäldegallerie, welche einen rechten Winkel mit den Zimmern bildete, die sie durchlaufen hatte.

Am Ende dieser Gallerie erblickte Herminie alle Leute des Hotels; sie knieten auf der Schwelle einer Thüre, deren Flügel ebenfalls beide geöffnet waren.

Eine furchtbare Ahnung erfaßte sie.

Am Tage vorher, zu derselben Stunde, als sie Frau von Beaumesnil verlassen hatte, war der Zustand von dieser ein höchst beunruhigender, wenn auch nicht gerade völlig hoffnungsloser gewesen.

Es unterlag keinem Zweifel mehr . . . diese Lichter, diese feierlichen Zurüstungen, dieses finstere Schweigen, nur unterbrochen durch ersticktes Schluchzen, offenbarten, daß man Frau von Beaumesnil die Sterbesacramente reichte... und bald wird man erfahren, welche geheime Bande die Gräfin mit Herminie verknüpften.

Ganz außer sich vor Schmerz und Angst, fühlte Herminie, wie sie ihre Kräfte verließen . . . sie war genöthigt, sich einen Augenblick auf einen Wandtisch der Gallerie zu stützen; dann ging sie, indem sie ihre Gefühle zu verschleiern und ihre Thränen zu verbergen suchte, mit wankendem Schritte zu der Gruppe der Leute des Hauses und kniete unter ihnen und wie sie in geringer Entfernung von einer geöffneten Thüre nieder, welche das Innere des Schlafzimmers von Frau von Beaumesnil erschauen ließ.

Achtes Kapitel.

Im Hintergrund des Zimmers, an dessen Thüre Herminie unter den Leuten des Hotel niedergekniet war, sah man bei dem schwachen Scheine einer Alabasterlampe Frau von Beaumesnil, eine Dame von ungefähr acht und dreißig Jahren, von außerordentlicher Magerkeit und Bläße.

Die Gräfin, welche in ihrem Bette saß und durch ihre Kissen gestützt war, hatte die Hände gefaltet.

Ihre Züge, einst von einer seltenen Schönheit, drückten eine tiefe Sammlung des Geistes aus; ihre früher lebhaft blauen und reinen Augen schienen getrübt; sie heftete sie mit einer Art von Dankbarkeit, in die sich eine gewisse Beklemmung mischte, auf den Herrn Abbé Ledoux, den Geistlichen ihres Kirchspiels, der ihr die Sterbesacramente gereicht hatte.

Kurz vor der Ankunft von Herminie sagte Frau von Beaumesnil, den Ton ihrer durch das Leiden schon erschöpften Stimme dämpfend, zu dem Priester:

„Ach! . . . mein Vater . . . verzeihen Sie mir . . . doch in diesem feierlichen Augenblick . . . kann ich nicht umhin, mit mehr Bitterkeit als je an das arme Kind zu denken . . . das auch meine Tochter ist . . . die traurige Frucht eines Fehlers, der durch unabläßige Reue mein Leben untergraben hat.“

„Stille, Madame,“ erwiederte der Priester, der, einen schiefen Blick auf die Gruppe der Dienstboten werfend, Herminie wie diese hatte niederknieen sehen.

„Stille, Madame,“ wiederholte der Geistliche, „sie ist da . . .“

„Sie?“

„Ja . . . sie kommt so eben; sie ist unter Ihren Leuten niedergekniet.“

Als der Priester diese Worte gesprochen, bedeutete er

den Dienstboten durch ein Zeichen, die traurige Ceremonie sei beendigt, und schloß sachte die zwei Flügel der Thüre.

„In der That," sagte Frau von Beaumesnil, „als mich Herminie gestern verließ, bat ich sie, um diese Stunde wiederzukommen; mein Arzt hatte Recht, die himmlische Stimme dieses theuren Kindes, ihre süß melodischen Gesänge haben oft meine Schmerzen gemildert."

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte der Priester, der nun zu der Kranken zurückkehrte und mit ihr allein war; „seien Sie vorsichtig, gnädige Frau . . ."

„Oh! ich bin es," sprach Frau von Beaumesnil mit einem bittern Lächeln . . . „meine Tochter hat keine Ahnung."

„Das ist wahrscheinlich," sagte der Priester, „denn der Zufall, oder vielmehr der unerforschliche Wille der Vorsehung hat dieses Mädchen seit einigen Tagen in Ihre Nähe gebracht . . . Ohne Zweifel wollte Sie der Herr einer harten Prüfung unterwerfen."

„In der That, sehr hart, mein Vater . . . denn ich werde dieses Leben verlassen müssen, ohne je . . . Meine Tochter, zu dieser Unglücklichen gesagt zu haben! Ach! ich muß dieses Geheimniß mit in's Grab nehmen!"

„Ihr Schwur legt Ihnen dieses Opfer auf, Frau Gräfin, und es ist eine heilige Pflicht!" sprach der Priester mit stremgem Tone. „Meineidig werden wäre eine Ruchlosigkeit! . . ."

„Nie, mein Vater . . . ich habe nicht daran gedacht, meineidig zu werden." erwiederte Frau von Beaumesnil niedergeschlagen; „aber Gott straft mich grausam . . . Ich sterbe, genöthigt, als eine Fremde . . . meine Tochter zu behandeln, welche hier ist . . . einige Schritte von mir . . . unter meinen Leuten knieend, meine Tochter, welche nie erfahren soll, daß ich ihre Mutter bin."

„Ihr Fehler ist groß gewesen, Madame . . . die Sühnung muß auch groß sein!"

„Seit langer Zeit währt diese Sühnung für mich fort, mein Vater . . . Bin ich nicht, meinem Schwure

getreu, so muthig gewesen, daß ich nie zu erfahren suchte, was aus dieser Unglücklichen geworden ist? . . . Ach! hätte sie nicht der Zufall vor einigen Tagen in meine Nähe gebracht, so wäre ich gestorben, ohne sie seit siebzehn Jahren wiedergesehen zu haben."

„Diese Gedanken sind schlimm für Sie," entgegnete der Priester mit frommem Tone; „sie haben Sie gestern zu einem höchst unklugen Schritt veranlaßt."

„Seien Sie unbesorgt, mein Vater, es ist unmöglich, daß die Frau, die ich gestern holen ließ . . . ganz sichtbar, ohne ein Geheimniß, um jeden Verdacht zu entfernen . . . es ist unmöglich, daß diese Frau vermuthet, welches Interesse ich hatte, sie um eine gewisse Auskunft über die Vergangenheit zu bitten, die sie allein mir geben konnte."

„Und diese Auskunft?"

„Hat mir auf die unverwerflichste Weise das bestätigt, was ich schon wußte . . . daß Herminie meine Tochter ist."

„Aber wie können Sie auf die Verschwiegenheit dieser Frau rechnen?"

„Sie weiß nicht, was aus meiner Tochter seit den sechzehn Jahren, die sie von ihr getrennt gewesen, geworden ist."

„Doch konnte sie diese Frau nicht wiedererkennen?"

„Ich habe Ihnen gebeichtet, mein Vater, daß ich eine Larve vor dem Gesicht hatte, als Herminie mit Hülfe dieser Frau zur Welt kam . . . Und gestern, in meiner Unterredung mit ihr, konnte ich sie leicht überzeugen, die Mutter des Kindes, von dem ich sprach, sei schon vor geraumer Zeit gestorben."

„Von dieser sündhaften Lüge werde ich Sie abermals absolviren müssen, meine Schwester," erwiederte der Abbé Ledoux mit strenger Miene; „Sie sehen die unseligen Folgen Ihrer strafbaren Sorge für ein Geschöpf, das Ihnen nach Ihrem Schwur auf immer hätte fremd bleiben sollen."

„Ah! diesen Schwur, den die Reue, den die Dank-

barkeit mir entrissen . . . ich verfluchte ihn oft, doch ich habe ihn immer gehalten, mein Vater."

„Und dennoch, meine Schwester, drängen sich alle Ihre Gedanken selbst zu dieser Stunde auf diesem Mädchen zusammen."

„Alle? . . . Nein, mein Vater, denn ich habe noch ein anderes Kind; aber ach! kann ich mein Herz verhindern, daß es schlägt, wenn sich mir Herminie nähert, welche auch meine Tochter ist? Kann ich mein Herz verhindern, dem ihrigen entgegenzufliegen? Man muß mögliche Dinge verlangen... denn wenn es mir auch, indem ich meinen ganzen Muth aufbiete, gelingt, meinen Lippen, meinen Blicken zu befehlen, Alles zu bezwingen, zu verbergen, was ich empfinde, weiß ich Herminie in meiner Nähe, so kann ich mich doch nicht enthalten, Mutter zu sein."

„Dann müssen Sie mich hören, Madame," sprach der Priester mit immer strengerem Tone. „Sie müssen diesem Mädchen den Eintritt in Ihr Haus verbieten . . . Sie haben hiezu Vorwände von der größten Wahrscheinlichkeit; glauben Sie mir, danken Sie dem Mädchen für seine Dienste und . . ."

„Nie," sprach lebhaft die Gräfin, „nein, nie werde ich diesen Muth haben... Mein Gott, bin ich nicht schon unglücklich genug, daß meine andere Tochter, deren durch die Gesetze geheiligte Zärtlichkeit mir zu dieser Stunde so tröstlich gewesen wäre . . . in fremdem Lande verweilt und ihren Vater beweint, den ihr ein gräßlicher Unfall entrissen hat! . . Und wer weiß? . . . vielleicht stirbt auch Ernestine, wie ich! Armes Kind! sie ist so schwach... so leidend . . . von hier weggereist! Oh! . . . keine Mutter ist so sehr zu beklagen wie ich."

„Muth . . . beruhigen Sie sich, meine Schwester," sagte der Abbé Ledour mit einer salbungsreichen Stimme, „verzweifeln Sie nicht so . . . setzen Sie Ihre ganze Hoffnung auf den Herrn . . . Seine Milde ist groß . . . er wird Ihnen Rechnung tragen dafür, daß Sie auf eine

so christliche Weise diese fromme Ceremonie durchgemacht haben, welche, wie ich Ihnen gesagt, nur eine Vorsicht war, denn Ihr Zustand ist, Gott sei gelobt! wenn gleich ernst, doch keineswegs rettungslos."

Frau von Beaumesnil schüttelte schwermüthig den Kopf und sprach:

„Ich fühle mich immer noch sehr schwach, mein Vater, aber ruhiger ... nun, da ich meine letzten Pflichten erfüllt habe ... Ah! wenn ich nicht an meine Kinder dächte ... würde ich im Frieden sterben ..."

„Ich verstehe Sie, meine Schwester," sagte der Priester mit süßlicher Stimme.

Und die folgenden Worte gleichsam zählend, abmessend, sprach der Abbé Ledoux, während er mit tiefer Aufmerksamkeit die Physiognomie von Frau von Beaumesnil beobachtete:

„Ich verstehe Sie, meine Schwester! ... Die Zukunft Ihrer legitimen Tochter ... (ich kann, ich darf nur von dieser sprechen), ihre Zukunft, sage ich, beunruhigt Sie... und Sie haben Recht... eine Waise, so jung ... armes Kind!"

„Ach! eine Mutter läßt sich nicht ersetzen."

„Dann, meine Schwester," fuhr der Abbé Ledoux langsam fort, während er seine Augen auf die Kranke geheftet hielt, „warum zögern Sie dann, so viel es Ihnen möglich ist, die Zukunft dieser geliebten Tochter zu sichern? Warum erlauben Sie mir nicht, während ich Sie schon so lange um diese Gunst bitte, Ihnen den so frommen, so guten jungen Mann ... dieses Muster von Weisheit und Tugend vorzustellen, über das ich schon oft mit Ihnen gesprochen habe? Ihr Herz hätte längst diesen Schatz christlicher Tugenden gewürdigt ... und zum Voraus sicher des Gehorsams Ihrer Tochter gegen Ihren letzten Willen, hätten Sie ihr durch einige Zeilen von Ihrer Hand, die ich dem theuren Kind übergeben haben würde, hätten Sie ihr, sage ich, empfohlen, Herrn Celestin

von Macreuse zum Mann zu nehmen; Ihre Tochter hätte dann einen gottgefälligen Mann gehabt... denn..."

„Mein Vater," sprach Frau von Beaumesnil, den Abbé Ledoux unterbrechend, ohne daß sie den peinlichen Eindruck zu verbergen vermochte, den dieses Gespräch auf sie hervorbrachte . . . „ich habe Ihnen bereits gesagt, ich zweifle nicht an den guten Eigenschaften der Person, der Sie schon öfter gegen mich erwähnt haben . . . doch meine Tochter Ernestine ist noch nicht sechzehn Jahre alt . . . ich will nicht so ihre Zukunft fesseln, ich will ihr nicht vorschreiben, einen Mann zu heirathen, den sie nicht kennt. Dieses theure Kind hegt so viel zärtliche Liebe, so viel Ehrfurcht für mich, daß es im Stand wäre, sich meinem letzten Willen zu opfern . . ."

„Sprechen wir nicht mehr davon, meine liebe Schwester," sagte mit zerknirschter Miene der Abbé Ledoux. „Wenn ich Ihrer mütterlichen Wahl Herrn Celestin von Macreuse bezeichnete . . . so hatte ich dabei nur einen Gedanken . . . den, Sie von jeder Unruhe über das Schicksal Ihrer theuren Ernestine zu befreien; erlauben Sie mir nur noch, Ihnen zu sagen, meine Schwester . . . Sie haben von Opfer gesprochen, ah! . . . befürchten Sie im Gegentheil, Ihre arme Tochter dürfte eines Tages einem ihrer unwürdigen Gatten . . . einem gottlosen, ausschweifenden, verschwenderischen Mann geopfert werden! Sie wollen, sagen Sie, nicht zum Voraus einen Einfluß auf die Wahl Ihrer Tochter üben . . . Aber, ach! wer wird diese Wahl leiten, wenn Ernestine das Unglück hat, Sie zu verlieren? Werden es entfernte Verwandte sein, welche stets selbstsüchtig oder sorglos sind? oder soll sich das zu unschuldige und zu leichtgläubige Kind blindlings dem Impuls seines Herzens hingeben? Und dann . . . ich bebe, meine Schwester . . . welchen Täuschungen, welchem unwiederbringlichen Kummer wird sie nicht unseliger Weise preisgegeben sein? Bedenken Sie die Menge von Bewerbern, die ihr ungeheures Vermögen anlocken wird. Ah! glauben Sie mir . . . meine Schwester, kommen Sie diesem

drohenden Unglück durch eine kluge und vernünftige Wahl zuvor . . ."

„Entschuldigen Sie mich, mein Vater," erwiederte Frau von Beaumesnil, welche, schmerzlich bewegt, diesem Gespräch ein Ende machen wollte, „ich fühle mich sehr schwach, sehr müde. Ich weiß übrigens Ihre ganze Theilnahme für meine Tochter zu schätzen, aber ich werde meine Mutterpflichten, so viel ich nur immer vermag, erfüllen; Ihre Worte sollen nicht verloren sein, das versichere ich Sie, mein Vater; der Himmel gewähre mir nur die Kraft und die Zeit, zu handeln."

Zu schlau, zu listig, um eindringlicher bei seinem Schützling zu beharren, sprach der Abbé Ledoux voll Salbung:

„Beten Sie zum Herrn, daß er Sie inspirire, meine Schwester . . . ich bezweifle nicht, er wird Sie über Ihre Mutterpflichten aufklären . . . fassen Sie Muth und Hoffnung. Morgen, meine Schwester."

„Morgen . . . gehört Gott," erwiederte traurig die Gräfin.

„Ich will ihn wenigstens bitten, daß er Ihre Tage verlängere, meine Schwester," sagte der Priester.

Und er verbeugte sich und ging hinaus.

Kaum war er verschwunden, als die Gräfin einer ihrer Frauen läutete und zu ihr sagte:

„Ist Mademoiselle Herminie da?"

„Ja, Frau Gräfin."

„Bitten Sie sie, einzutreten."

„Ja, Frau Gräfin," antwortete die Kammerfrau und entfernte sich, um die Befehle ihrer Gebieterin zu erfüllen.

. . . .

Bleich und traurig, aber scheinbar ruhig trat Herminie, ihr Musikheft unter dem Arm haltend, in das Schlafzimmer von Frau von Beaumesnil ein.

„Die Frau Gräfin hat nach mir verlangt?" fragte sie ehrfurchtsvoll.

„Ja, Mademoiselle, ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten," erwiederte Frau von Beaumesnil, welche auf Mittel sann, um sich ihrer Tochter gleichsam materiell zu nähern; „ich will für den Augenblick Ihr so süßes, so ausdrucksvolles Talent nicht für die unerwartete Erleichterung in Anspruch nehmen, die ich ihm bis jetzt zu verdanken gehabt habe. Es würde sich um etwas Anderes handeln."

„Ich bin ganz zu den Befehlen der Frau Gräfin," sagte Herminie, die Augen niederschlagend.

„Nun, Mademoiselle, ich habe einen Brief von einigen Zeilen zu schreiben, doch ich weiß nicht, ob es mir nicht an Kraft dazu fehlen wird . . . Ich habe Niemand, der im Stande wäre, mich zu ersetzen . . . könnten Sie mir für den Nothfall diesen Abend als Secretaire dienen?"

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau," erwiederte Herminie rasch.

„Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit."

„Wünscht die Frau Gräfin, daß ich ihr Schreibzeug gebe?" fragte schüchtern Herminie.

„Ich danke Ihnen tausendmal, Mademoiselle," antwortete die arme Mutter, welche jedoch vor Verlangen, das Anerbieten ihrer Tochter anzunehmen, um länger bei ihr bleiben zu können, brannte, „ich will Jemand läuten . . . ich möchte nicht gern, daß Sie sich so viele Mühe machten."

„Das ist keine Mühe für mich, gnädige Frau . . . Wenn Sie mir nur sagen wollten, wo ich finden kann, was Sie brauchen."

„Dort . . . auf jenem Tisch . . . beim Klavier, Mademoiselle . . . Sie müssen aber auch die Güte haben, eine Kerze anzuzünden . . . die Helle dieser Lampe ist ungenügend . . . Doch ich mißbrauche in der That Ihre Gefälligkeit," fügte Frau von Beaumesnil bei, während sich ihre Tochter beeilte, die Kerze anzuzünden und zu ihrem Bett zu bringen, was sie zum Schreiben brauchte.

Die Gräfin nahm ein Blatt Briefpapier, legte es auf ein Plättchen, das auf ihrem Schooße ruhte, und empfing eine Feder aus der Hand von Herminie, die in ihrer andern Hand einen Leuchter hielt.

Frau von Beaumesnil versuchte es, ein paar Worte zu schreiben; aber ihr geschwächtes Gesicht und ihre völlige Entkräftung verhinderten sie, fortzufahren; die Feder entfiel ihrer zitternden Hand.

Die Gräfin sank auf ihr Kopfkissen und sagte zu Herminie, indem sie einen Seufzer unterdrückte und zu lächeln suchte:

„Ich habe mich zu sehr auf meinen Muth verlassen und muß nun das Opfer annehmen, das Sie mir bringen wollen."

„Die Frau Gräfin ist schon so lange bettlägerig, daß sie sich nicht über ein wenig Schwäche wundern darf," sagte Herminie, welche ein Bedürfniß fühlte, sich selbst zu beruhigen und Frau von Beaumesnil zu beruhigen.

„Sie haben Recht, Mademoiselle, es ist eine Thorheit von mir, daß ich schreiben will ... Ich werde Ihnen also dictiren, wenn Sie es erlauben."

Und da Herminie aus Bescheidenheit ihren Hut aufbehielt, sprach die Gräfin, der dieser Hut einen Theil des Gesichtes ihrer Tochter verbarg, mit einer leichten Verlegenheit:

„Wenn Sie Ihren Hut ablegen wollten, würden Sie, glaube ich, bequemer schreiben."

Herminie legte ihren Hut ab, und die Gräfin, die sie mit den Augen verschlang, konnte nach ihrem Wohlgefallen in ihrem mütterlichen Stolz das reizende Antlitz ihrer Tochter, umrahmt von langen Locken blonder Haare, bewundern.

„Ich bin zu Ihren Befehlen, Frau Gräfin," sagte Herminie, die sich nun an einen Tisch setzte.

„Wollen Sie also schreiben," sprach Frau von Beaumesnil und dictirte ihr folgende Zeilen:

„Frau von Beaumesnil wäre dem Herrn Marquis von Maillefort im höchsten Maße verpflichtet, wenn er sich so bald als möglich, ... und sollte es auch zu einer sehr vorgerückten Stunde des Abends sein, zu ihr bemühen könnte.

„Da Frau von Beaumesnil sehr leidend ist, so sieht sie sich genöthigt, zu einer fremden Hand ihre Zuflucht zu nehmen, um Herrn von Maillefort zu schreiben, den sie auf's Neue ihrer innigen Ergebenheit versichert."

Während Frau von Beaumesnil dieses Billet dictirte, preßte ihr eine von den kindischen und schmerzlichen Befürchtungen, welche eine Mutter allein haben kann, das Herz zusammen.

Wonniglich berührt durch das Ausgezeichnete der Sprache und der Manieren, die sie an ihrer Tochter wahrnahm, eine Künstlerin ersten Ranges in ihr erkennend, fragte sich die Gräfin mit der furchtsamen, eifersüchtigen Unruhe einer Mutter, ob die Erziehung von Herminie auch vollständig, ob ihre Erziehung nicht in einigen Theilen zu Gunsten des großen musikalischen Talents des Mädchens vernachläßigt worden sei?

Was sollen wir sagen? ... Die geringsten Dinge werden wichtig für den mütterlichen Stolz ... In diesem Augenblick, und trotz ernster und grausamer Sorgen, dachte Frau von Beaumesnil nur an Eines:

Hatte ihre Tochter die Orthographie inne? hatte ihre Tochter eine hübsche Handschrift?

Die Gräfin zögerte auch einen Augenblick, ehe sie es wagte, Herminie zu bitten, ihr den Brief zu bringen, den sie geschrieben; da sie jedoch dieser Versuchung nicht widerstehen konnte, so sagte sie:

„Sie haben geschrieben, Mademoiselle?"

„Ja, Frau Gräfin."

„Wollen Sie die Güte haben, mir den Brief zu

geben . . . damit ich . . . sehen kann . . . ob der Name von Herrn von Maillefort richtig geschrieben ist, denn ich vergaß, Ihnen die Orthographie zu sagen," fügte die Gräfin bei, da sie keinen besseren Vorwand für ihre Neugierde fand.

Herminie übergab den Brief der Gräfin . . . wie groß war die Freude, war der Stolz von Frau von Beaumesnil: diese Zeilen waren nicht nur fehlerfrei, sondern sie fand auch die Schrift reizend.

„Vortrefflich . . . Ich habe nie eine hübschere Schrift gesehen," sagte lebhaft Frau von Beaumesnil; doch da sie ihre Gemüthsbewegung durchschauen zu lassen befürchtete, fügte sie ruhiger bei:

„Wollen Sie als Adresse dieses Briefes:

„Dem Herrn Marquis von Maillefort, Rue des Martyrs, 45.

schreiben."

Frau von Beaumesnil läutete ihrer vertrauten Kammerfrau, deren Sorge und Pflege sie sich allein anzuvertrauen gewohnt war.

Als diese erschien, sprach die Gräfin:

„Madame Dupont, nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie diesen Brief selbst an seine Adresse; sollte Herr von Maillefort bald nach Hause kommen, so erwarten Sie ihn."

„Aber wenn die Frau Gräfin," sagte die Kammerfrau, erstaunt über diesen Befehl, den man so vielen Leuten des Hauses hätte ertheilen können, „aber wenn die Frau Gräfin während meiner Abwesenheit etwas nöthig hätte . . . ich allein bin mit ihrem Dienst vertraut . . . und . . ."

„Beschäftigen Sie sich vor Allem mit diesem Auftrag . . ." entgegnete Frau von Beaumesnil, „Mademoiselle wird wohl die Güte haben, mir ihre Sorge angedeihen zu lassen, wenn ich es brauche."

Herminie verbeugte sich.

Während die Gräfin ihre letzten Befehle der Kammerfrau erklärte, heftete Herminie, die nicht mehr überrascht zu werden befürchtete, auf Frau von Beaumesnil Blicke voll Zärtlichkeit und Unruhe und sagte mit einer peinlichen Resignation zu sich selbst:

„Ich wage es nur, sie verstohlen anzuschauen, und sie ist doch meine Mutter! . . . Oh! möchte sie nie erfahren, daß ich das traurige Geheimniß meiner Geburt kenne!"

Neuntes Kapitel.

Es ist nicht möglich, den Ausdruck triumphirenden Glückes zu schildern, den die Züge von Frau von Beaumesnil verriethen, als sie sah, wie sich ihre Kammerfrau entfernte.

Die arme Mutter wußte sich sicher, daß sie wenigstens auf eine Stunde mit ihrer Tochter allein war.

In Folge dieser Hoffnung färbte eine schwache Röthe das bleiche Antlitz von Frau von Beaumesnil; ihre kaum zuvor noch erloschenen Augen glänzten in einer fieberhaften Gluth; eine leider nur vorübergehende, gleichsam künstliche Aufregung folgte auf die Erlahmung ihrer Kräfte, denn die Gräfin strengte sich beinahe übermenschlich an, diese Gelegenheit, vielleicht eine der letzten, mit ihrer Tochter zu sprechen, zu benützen.

Als ihre Kammerfrau weggegangen war, sagte Frau von Beaumesnil zu Herminie, welche ihre mit Thränen gefüllten Augen gegen den Boden senkte und sie nicht anzuschauen wagte:

„Mademoiselle, würden Sie wohl die Gefälligkeit haben, mir in einer Tasse fünf bis sechs Löffel voll von

dem stärkenden Trank zu geben, der dort auf dem Kamin ist."

„Gnädige Frau," erwiederte Herminie unruhig, „Sie vergessen ohne Zweifel, daß der Arzt verordnet hat, Sie sollen diesen Trank nur in sehr kleinen Löffeln nehmen... Gestern wenigstens kam es mir vor, als hörte ich ihn dies empfehlen."

„Ja... doch ich fühle mich viel besser, und dieser Trank wird mir, wie ich glaube, unendlich wohl thun... er wird mir neue Kräfte geben..."

„Die Frau Gräfin fühlt sich besser?" sagte Herminie zögernd zwischen dem Wunsch, Frau von Beaumesnil zu glauben, und der Furcht, sie sich über das Bedenkliche ihrer Lage täuschen zu sehen.

„Sie zweifeln vielleicht an der Besserung, die ich fühle?"

„Frau Gräfin..."

„Die traurige Ceremonie hat Sie erschreckt, nicht wahr, Mademoiselle? Doch beruhigen Sie sich, es war nur eine Vorsichtsmaßregel, und das Bewußtsein, meine religiösen Pflichten erfüllt und mich zum Erscheinen vor Gott vorbereitet zu haben, verleiht mir eine so große Heiterkeit des Gemüths, daß ich ihm die Besserung zuschreibe, die ich empfinde... Und dabei," sagte Frau von Beaumesnil lächelnd, „dabei bin ich überzeugt, daß der Trank, um den ich Sie bitte, und den Sie mir verweigern, mich völlig stärken und mir erlauben würde, noch eines von Ihren Liedern zu hören, welche so oft meine Schmerzen zerstreut oder gelindert haben..."

„Wenn es die Frau Gräfin verlangt, so werde ich ihr den Trank geben," sagte Herminie.

Und da sie bedachte, daß eine mehr oder minder starke Dose von diesem Mittel keine schlimme Wirkung haben konnte, so goß sie vier Löffel von dem herzstärkenden Trank in eine Tasse und reichte diese Frau von Beaumesnil.

Während die Gräfin die Tasse nahm, die ihr Her-

minie bot, suchte sie ihre Hand wie aus Unachtsamkeit zu berühren; ganz glücklich, zum ersten Male ihre Tochter so nahe bei sich zu fühlen, denn diese bückte sich über das Kopfkissen ihrer Mutter und hielt ihr die Unterschaale vor, um die Tasse darauf zu empfangen, brauchte Frau von Beaumesnil lange . . . sehr lange, um mit kleinen Schlücken den Trank zu sich zu nehmen, wonach sie eine so augenscheinliche Geberde der Ermattung machte, daß ihre Tochter beinahe zu ihr sagen mußte:

„Ist die Frau Gräfin müde?"

„Ein wenig . . . Mir scheint, wenn ich einige Augenblicke aufsitzen bliebe, so würde mir das wohl thun; doch ich bin so schwach, daß ich nicht die Kraft haben werde, mich zu halten."

„Wenn die Frau Gräfin sich auf mich stützen wollte," sagte das Mädchen zögernd, „das würde ihr vielleicht einige Erholung gewähren."

„Ich würde das wohl annehmen, müßte ich nicht in der That Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen befürchten," erwiederte Frau von Beaumesnil, die mit aller Mühe ihre Freude verbarg, als sie das Gelingen ihrer mütterlichen List wahrnahm.

Das Herz von Herminie war zu sehr von Zärtlichkeit und Thränen angeschwollen, als daß sie hätte antworten können; sie neigte sich auf das Bett der Kranken und diese konnte sich einige Augenblicke an den Busen ihrer Tochter anlehnen.

Bei dieser Annäherung, welche sie zum ersten Male in ihrem Leben einander gleichsam in die Arme brachte bebten die Mutter und die Tochter . . . ihre Stellung verhinderte sie, sich zu sehen . . . sonst hätte Frau von Beaumesnil vielleicht trotz ihres heiligen Eides nicht die Stärke gehabt, ihr Geheimniß länger zu verschweigen; vielleicht hätte sie auch in dem Blick von Herminie gelesen, daß diese von dem Geheimniß ihrer Geburt unterrichtet war.

Während der kurzen Zeit, welche diese stumme und ergreifende Scene zwischen der Mutter und der Tochter

dauerte, dachte Frau von Beaumesnil, die Aufströmungen ihres Herzens zurückdrängend:

„Nein, nein, keine strafbare Schwäche; dieses arme Kind soll das traurige Geheimniß nie erfahren ... ich habe es geschworen ... Ist es nicht für mich ein unerwartetes Glück, daß ich mich der liebevollen Pflege erfreue, mit der sie mich aus Herzensgüte, aus Instinct vielleicht umgibt!“

„Oh! eher sterben,“ dachte Herminie ihrerseits, „als meine Mutter ahnen lassen, ich wisse, daß ich ihre Tochter bin, da sie mir dieses Geheimniß bis jetzt verbergen zu müssen geglaubt hat ... Vielleicht weiß sie es übrigens selbst nicht ... Vielleicht ist es der Zufall, nur der Zufall allein, der mich seit einiger Zeit in die Nähe von Frau von Beaumesnil gebracht hat ... vielleicht bin ich in ihren Augen nur eine Fremde.“

Bei diesen gleichzeitigen Gedanken verschlangen die Mutter und die Tochter ihre verborgenen Thränen; sie schöpften einen neuen Muth, die eine aus der Religion des Eides, die andere aus einer Resignation voll Zartgefühl und Stolz.

„Ich danke, Mademoiselle,“ sagte Frau von Beaumesnil, jedoch ohne daß sie Herminie anzuschauen wagte, „ich fühle mich ein wenig erquickt.“

„Will die Frau Gräfin mir erlauben, daß ich ihre Kissen zurecht richte, ehe sie sich niederlegt?“

„Ja, Mademoiselle, wenn Sie die Güte haben wollen,“ antwortete Frau von Beaumesnil, denn dieser kleine Dienst hielt ihre Tochter noch einige Secunden ganz in ihrer Nähe.

M a d e m o i s e l l e ... F r a u G r ä f i n ... es läßt sich nicht ausdrücken, mit welchem Tone die Mutter und ihre Tochter unter sich diese kalten unt ceremoniösen Benennungen austauschten, die ihnen nie eisiger vorgekommen waren.

„Abermals meinen Dank ... Mademoiselle ...“ sprach die Gräfin sich zurücklegend, „ich fühle mich immer

besser, was ich vor Allem Ihrer guten Pflege und sodann ohne Zweifel diesem herzstärkenden Mittel zu danken habe ... ich, die ich so eben noch so schwach war, möchte beinahe sagen, daß ich mich nun stark fühle ... und mir scheint, ich werde eine gute Nacht haben."

Herminie warf einen traurigen Blick auf ihren Hut und auf ihr Mantelet.

Sie befürchtete, sich bei der Rückkehr der Kammerfrau entlassen zu sehen, denn es würde Frau von Beaumesnil vielleicht nicht gefallen, diesen Abend Musik zu hören. Da sie jedoch nicht auf eine letzte Hoffnung verzichten wollte, so sagte sie schüchtern zu ihrer Mutter:

„Die Frau Gräfin hat mich gestern ersucht, einige Stücke aus Oberon mitzubringen ... ich weiß nicht, ob sie dieselben diesen Abend wird hören wollen?"

„Gewiß, Mademoiselle," erwiederte rasch Frau von Beaumesnil, „Sie wissen, wie oft Ihr Gesang meine Leiden gelindert hat. Und diesen Abend befinde ich mich so wohl, daß Sie hören, nicht nur ein schmerzstillendes Mittel ... sondern auch ein wahres Vergnügen sein wird."

Herminie schaute abermals Frau von Beaumesnil an und war erstaunt über die Veränderung, die sie in ihrem kurz zuvor noch so bleichen, angegriffenen, nun aber lächelnden, ruhigen, leicht gefärbten Gesicht wahrnahm.

Bei dem Anblick dieser Verwandlung zerstreuten sich die traurigen Ahnungen von Herminie und die Hoffnung blühte wieder in ihrem Herzen auf; sie wähnte ihre Mutter gerettet durch einen jener plötzlichen Umschläge des Uebels, welche bei Entkräftungskrankheiten so häufig vorkommen.

Ganz glücklich nahm Herminie ihr Musikheft und ging auf das Klavier zu.

Ueber diesem Klavier sah man das Portrait eines Mädchens von fünf bis sechs Jahren, das mit einem herrlichen Windhund spielte; das Mädchen war nicht hübsch, aber Sanftmuth und Naivetät verliehen dem kindischen Gesicht einen besonderen Zauber.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Dieses Portrait, das ungefähr zehn Jahre früher gemalt worden sein mochte, war das von Ernestine von Beaumesnil, der gesetzlichen Tochter der Gräfin.

Herminie hatte, ohne daß sie zu fragen nöthig gehabt, errathen, wer das Original dieses Gemäldes war; wie oft hatte sie auch verstohlen einen schüchternen und zärtlichen Blick auf diese kleine Schwester geworfen . . . die sie nicht kannte, die sie vielleicht nie kennen lernen sollte!

Das Anschauen dieses Portraits brachte auf Herminie, welche noch unter dem Einfluß einer neuen Erschütterung stand, einen tieferen Eindruck, als gewöhnlich, hervor, und sie war eine Zeit lang außer Stands, ihre Augen von diesem Gemälde abzuwenden, während sie maschinenmäßig das Klavier öffnete.

Frau von Beaumesnil folgte mit einem aufmerksamen Blick allen Bewegungen des Mädchens, das sie voll Glück das Portrait von Ernestine betrachten sah.

„Arme Herminie," dachte die Gräfin, „sie hat eine Mutter . . . eine Schwester . . . und sie soll nie die Süßigkeit der zwei Worte, meine Schwester, . . . meine Mutter, kennen lernen."

Dann wischte sich Frau von Beaumesnil eine verstohlene Thräne ab und sagte laut zu Herminie, welche immer noch aufmerksam das Portrait betrachtete:

„Das ist . . . meine Tochter . . . nicht wahr? . . . welch ein sanftes Kindergesicht."

Herminie zitterte, als ob sie auf einem Fehler ertappt worden wäre, erröthete und erwiederte schüchtern:

„Verzeihen Sie . . . gnädige Frau . . . aber ich . . ."

„Oh! schauen Sie an," sagte rasch Frau Beaumesnil; „obgleich sie nun ein Mädchen und sehr verändert ist . . . hat sie doch diesen so sanften und treuherzigen Blick behalten; allerdings ist sie entfernt nicht so schön wie Sie," sagte unwillkührlich mit einem geheimen Stolze die arme Mutter, die sich ganz glücklich fühlte, so ihre beiden Töchter in einer Vergleichung vereinigen zu können; „aber

die Gesichtsbildung von Ernestine hat wie die Ihrige einen unendlichen Zauber."

Bald aber befürchtete Frau von Beaumesnil wieder, sie könnte sich durch den Reiz dieser Vergleichung fortreißen lassen, und fügte traurig bei:

„Armes Kind, möchte sie sich zu dieser Stunde besser befinden!"

„Sie haben also ernstliche Besorgnisse über ihre Gesundheit, Frau Gräfin?"

„Ach! zur Zeit ihres Wachsens wurde ihre Gesundheit tief erschüttert... sie ist so schnell groß geworden, daß sie uns äußerst bang macht... Die Aerzte schickten sie nach Italien, wohin ich sie, hier auf meinem Schmerzenslager zurückgehalten, nicht begleiten konnte... Zum Glück sind ihre letzten Briefe beruhigend... Armes Kind!... sie schreibt mir ein fortlaufendes Tagebuch über ihr Leben... Es kann nichts Zarteres, Rührenderes geben, als ihre naiven Geständnisse... ich muß Sie einige Stellen aus diesen Briefen lesen lassen... Dann werden Sie Ernestine lieben, als ob Sie sie kennen würden."

„Oh! ich zweifle nicht daran, gnädige Frau, und danke Ihnen tausendmal für dieses Versprechen," sagte Herminie, ohne ihre Freude zu verbergen, „und da die letzten Nachrichten über Ihre Fräulein Tochter so beruhigend sind... so seien Sie unbesorgt über sie... Die Jugend hat so viele Hülfsquellen und Rettungsmittel! und was vermag die Jugend nicht unter dem Einflusse der schönen Sonne Italiens, die so belebend sein soll."

Ein bitterer Gedanke regte sich in dem Geist von Frau von Beaumesnil.

Indem sie an die kostspielige Reise, an die außerordentliche Pflege, und an die durch die schwache Gesundheit von Ernestine nothwendig veranlaßten Ausgaben dachte, fragte sich die Gräfin mit einer Art von Schrecken, was Herminie hätte thun sollen, sie, die Arme, die Verlassene, würde sie sich in der Lage von Ernestine befunden, würde sie wie diese, um dem Tod zu entgehen, diese außerordent-

liche Pflege, diese kostspieligen nur für sehr großes Vermögen möglichen Reisen nöthig gehabt haben.

Da fühlte Frau von Beaumesnil lebhafter als je den Wunsch, zu erfahren, wie Herminie die Schwierigkeiten, die Zufälle ihrer so precären Lage seit dem Augenblick überwunden hatte, wo die Gräfin ohne Kunde von ihr geblieben bis auf die jüngste Zeit, wo Herminie durch einen unvorhergesehenen Umstand in ihre Nähe geführt worden war.

Aber wie konnte Frau von Beaumesnil, ohne sich zu verrathen, zu solchen Bekenntnissen herausfordern und diese anhören? Welchen Qualen würde sie sich, vielleicht die Erzählung ihrer Tochter vornehmend, aussetzen!

Dies waren die Beweggründe, welche bis jetzt Frau von Beaumesnil abgehalten hatten, Herminie um einige Mittheilungen aus ihrem vergangenen Leben zu ersuchen.

An diesem Tag aber fühlte nun die Gräfin, daß die vorübergehende Besserung, die sie empfand, und deren Bedeutung sie weit übertrieb, um ihre Tochter zu beruhigen, einen unheilvollen Rückfall ankündigte, oder gab sie einer noch, durch die verschiedenen Erscheinungen dieser Scene vermehrten unwiderstehlichen Zärtlichkeit nach — an diesem Tag faßte Frau von Beaumesnil den Entschluß, Herminie zu befragen.

Zehntes Kapitel.

Während Frau von Beaumesnil schweigsam geblieben war, und nachdachte, durch welche Mittel sie Herminie zu einigen Mittheilungen aus ihrem Leben veranlassen sollte, wartete diese stehend und in ihrem Musikheft blätternd,

um sich eine gewisse Haltung zu geben, bis sie die Gräfin sich an das Klavier zu setzen, auffordern würde.

„Sie werden mich sehr phantastisch finden, Mademoiselle," sagte die Gräfin, „wenn es Ihnen jedoch gleichgültig wäre, würde ich es vorziehen, Sie auf dem Klavier gegen zehn Uhr zu hören, denn das ist gewöhnlich die Stunde meiner Krise... Vielleicht werde ich ihr heute entgehen... wenn diese Besserung fortdauert... Im entgegengesetzten Fall würde ich es bedauern, zu frühe ein Mittel verbraucht zu haben, das meine Leiden schon so oft gemildert hat... Das ist noch nicht Alles... nachdem Sie mich phantastisch gefunden haben, muß ich befürchten, Sie werden mich der Neugierde, vielleicht sogar der Unbescheidenheit beschuldigen."

„Warum dies... gnädige Frau?"

„Wollen Sie sich hier zu mir setzen," sprach die Gräfin mit dem liebevollsten Tone, „wollen Sie mir sagen, wie es kommt... daß Sie, noch so jung, denn Sie können nicht mehr als siebzehn bis achtzehn Jahre alt sein?..."

„Siebzehn und ein halbes, Frau Gräfin."

„Nun wohl! wie es kommt, daß Sie in Ihrem Alter eine so vortreffliche Tonkünstlerin sind?"

„Die Frau Gräfin beurtheilt mich zu günstig; ich habe immer viel Geschmack für die Musik gehabt und das Wenige, was ich weiß, leicht gelernt."

„Wer war Ihr Lehrer, wo wurden Sie unterrichtet?"

„Ich wurde in der Pension, in der ich war, unterrichtet, Frau Gräfin?"

„In Paris?"

„Ich bin nicht immer in Paris in Pension gewesen, gnädige Frau."

„Wo waren Sie vorher?"

„In Beauvais; dort blieb ich bis zu meinem zehnten Jahr."

„Und von da?"

„Von da brachte man mich in eine Pension in Paris."

„Blieben Sie hier lange?"

„Bis ich sechzehn und ein halbes Jahr alt war."

„Und sodann?"

„Dann bin ich aus der Pension ausgetreten und habe Unterricht im Singen und im Klavier zu geben angefangen."

„Und Sie haben..." sagte Frau von Beaumesnil; doch plötzlich sich unterbrechend, fügte sie mit einer gewissen Verlegenheit bei:

„Aber wahrhaftig, ich schäme mich meiner Unbescheidenheit; wenn etwas sie entschuldigen könnte, Mademoiselle, so wäre es die Theilnahme, die Sie mir einflößen."

„Die Fragen, welche die Frau Gräfin an mich zu richten die Güte hat, sind so wohlwollend, daß ich mich äußerst glücklich fühle, sie aufrichtig zu erwiedern."

„Nun wohl also, zu wem sind Sie bei Ihrem Austritt aus der Pension gegangen?"

„Zu wem, Frau Gräfin?"

„Ja... zu welchen Personen?"

„Ich kannte Niemand, zu dem ich hätte gehen können, gnädige Frau."

„Niemand!!" versetzte Frau von Beaumesnil mit heldenmüthiger Ruhe. „Aber Ihre Verwandten... Ihre Familie?..."

„Ich habe keine Verwandten, Frau Gräfin," erwiederte Herminie mit einem Muth, der dem ihrer Mutter gleich kam, „ich habe keine Familie..."

Dann sagte Herminie zu sich selbst:

„Ich kann nicht mehr daran zweifeln... sie weiß nicht, daß ich ihre Tochter bin... Hätte sie sonst die Kraft, eine solche Frage an mich zu richten?"

„Bei wem leben Sie denn?" fuhr nun Frau von Beaumesnil fort.

„Ich lebe allein, Frau Gräfin."

„Durchaus allein?"

„Ja, gnädige Frau."

„Verzeihen Sie mir meine Frage... in Ihrem Alter scheint mir eine solche Stellung eine so ausnahmsweise, so interessante zu sein... haben Sie stets hinreichend Lectionen?"

„Oh ja, Frau Gräfin," antwortete muthig die arme Herminie.

„Und noch so jung, leben Sie so ganz allein!"

„Was wollen Sie, gnädige Frau, man wählt sein Schicksal nicht, man nimmt es an; dann sucht man sich mit Unterstützung des Muthes, der Arbeit, ein wenn nicht glänzendes, doch wenigstens glückliches Leben zu gründen."

„Glücklich!" rief Frau von Beaumesnil mit einer Bewegung unwiderstehlicher Freude, „Sie sind glücklich..."

Als die Gräfin diese Worte sprach, verriethen der Ausdruck ihres Gesichtes, der Ton ihrer Stimme eine so große Seligkeit, daß sich neue Zweifel im Geiste von Herminie regten und sie sagte zu sich selbst:

„Vielleicht ist es ihr nicht unbekannt, daß ich ihre Tochter bin; was läge ihr selbst daran, zu erfahren, ob ich mich glücklich fühle? Gleichviel, wenn sie weiß, daß ich ihre Tochter bin, muß ich sie beruhigen, um ihr Kummer, Gewissensbisse vielleicht zu ersparen.

„Bin ich für sie eine Fremde, so will ich sie abermals beruhigen, denn sie könnte glauben, ich wolle ihr Mitleid erregen und mein Hochmuth empört sich bei diesem Gedanken."

Frau von Beaumesnil, welche Herminie eine für ihr mütterliches Herz so kostbare Versicherung wiederholen hören wollte, fragte noch einmal:

„Sie sind also glücklich? wirklich sehr glücklich?"

„Ja, gnädige Frau," antwortete Herminie beinahe heiter, „sehr glücklich."

Als die Gräfin das reizende Antlitz ihrer Tochter, so von Schönheit, Jugend und unschuldiger Freude strahlen sah, strengte sie sich gewaltig gegen sich selbst an, um sich

nicht zu verrathen und sie fuhr fort, indem sie die Heiterkeit von Herminie nachzuahmen suchte:

„Lachen Sie nicht über meine Frage, Mademoiselle, aber für uns, die wir leider an allen Ueberfluß des Reichthums gewöhnt sind, gibt es unbegreifliche Dinge ... So zum Beispiel, wie haben Sie sich bei Ihrem Austritt aus der Pension, so bescheiden auch Ihre kleine Haushaltung sein mag, eingerichtet?"

„Oh! Frau Gräfin," erwiederte Herminie lächelnd, „ich war damals reich."

„Wie so?"

„Zwei Jahre, nachdem man mich in die Pension nach Paris gebracht hatte ... hörte man auf, für mich das Kostgeld zu bezahlen. Ich war damals zwölf Jahre alt ... unsere Vorsteherin liebte mich sehr ... „„Mein Kind,"" sagte sie, „„man hat aufgehört, mich zu bezahlen; doch gleichviel ... Sie werden hier bleiben, ich werde Sie nicht verlassen ...""

„Vortreffliche Frau!"

„Ah! die beste der Frauen; leider ist sie nicht mehr," sprach Herminie traurig.

Doch da Sie die Gräfin nicht einem peinlichen Eindruck preisgeben wollte, fuhr sie lächelnd fort:

„Nur hatte diese vortreffliche Frau ohne meinen Hauptfehler gerechnet. Denn da Sie Aufrichtigkeit von mir verlangen, gnädige Frau, so muß ich Ihnen gestehen, ich habe einen großen, sehr häßlichen Fehler."

„Welche Einbildung! ... was für ein Fehler sollte das sein?"

„Ach! Frau Gräfin ... es ist der Hochmuth."

„Der Hochmuth?"

„Mein Gott, ja ... Als mir unsere vortreffliche Vorsteherin den Antrag machte, mich aus Mitleid bei sich zu behalten ... da empörte sich der Hochmuth des jungen Mädchens und ich erklärte meiner Lehrerin, ich würde ihr Anerbieten nur unter der Bedingung annehmen, daß ich

das, was sie mir umsonst geben wolle, durch meine Arbeit verdiene."

„Mit zwölf Jahren ... Seht doch die kleine Ehrgeizige! Und wie machten Sie es, um die Vorsteherin Ihrer Pension zufrieden zu stellen?"

„Ich gab Repititionen auf dem Klavier den anderen Kindern, welche minder stark waren als ich; denn für mein Alter ... war ich ziemlich weit vorgerückt ... da ich stets eine leidenschaftliche Neigung für die Musik hatte ..."

„Und die Vorsteherin nahm ihren Vorschlag an?"

„Mit Freuden, Frau Gräfin ... mein Entschluß hat sie gerührt."

„Ich glaube es wohl."

„Von diesem Augenblick bekam ich durch sie eine ziemlich bedeutende Anzahl von Schülerinnen, von denen mehrere größer waren, als ich. (Stets der Hochmuth, Frau Gräfin.) Was soll ich Ihnen sagen ... was Anfangs gleichsam ein Kinderspiel gewesen war ... wurde für mich ein Beruf und später eine kostbare Erwerbsquelle ... Mit vierzehn Jahren ... war ich zweite Klavierlehrerin ... mit einem Gehalt von zwölfhundert Franken ... beurtheilen Sie also, Frau Gräfin, welche Summen ich bis zum Alter von sechzehn und einem halben Jahr aufhäufte ... denn in der Pension hatte ich keine andere Ausgabe, als die für meine Kost ..."

„Armes Kind ... so jung ... so fleißig ... so edel, stolz und ... schon sich selbst genügend," sagte die Gräfin, ohne daß sie ihre Thränen verbergen konnte.

Und sie fuhr fort:

„Warum haben Sie Ihre Pension verlassen?"

„Als wir unsere vortreffliche Vorsteherin verloren, folgte ihr eine andere; leider aber glich diese meiner Wohlthäterin in keiner Hinsicht ... Nichtsdestoweniger machte mir die neue den Vorschlag, unter denselben Bedingungen in der Pension zu bleiben ... Ich nahm es an, doch nach Verlauf von zwei Monaten veranlaßten

mich mein abscheulicher Fehler und mein eigensinniger Kopf, einen verzweifelten Entschluß zu fassen."

„Und aus welchem Grund?"

„So liebevoll und gut meine erste Vorsteherin gegen mich gewesen war . . . ebenso gebieterisch und hart war ihre Nachfolgerin . . . Eines Tags . . ."

Bei dieser Erinnerung färbte sich das Gesicht von Herminie mit einer lebhaften Röthe; doch sie fuhr fort:

„Eines Tags machte mir diese Dame einen von jenen Vorwürfen, welche das Herz für immer verwunden . . . sie sagte zu mir . . ."

„Was sagte Ihnen diese boshafte Frau?" . . . fragte rasch Frau von Beaumesnil, denn Herminie hatte plötzlich abgebrochen, da sie es aus Furcht, die Gräfin grausam zu betrüben, nicht wagte, die harten, demüthigenden Worte zu wiederholen, die man ihr gesagt hatte:

„Sie sind sehr hoffährtig für einen kleinen Bastard, der in diesem Hause aus Barmherzigkeit erzogen worden ist."

„Was hat Ihnen diese Frau gesagt?" wiederholte die Gräfin.

„Gnädige Frau," entgegnete Herminie, „erlauben Sie mir, die grausamen Worte nicht zu wiederholen, ich habe sie, wenn nicht vergessen, doch wenigstens verziehen . . . Am andern Tag aber verließ ich die Pension mit meinem kleinen Schatz . . . der Frucht meiner Lectionen und meiner Ersparnisse," fügte das Mädchen lächelnd bei; „mit diesem Schatz bezahle ich die Kosten meiner Haushaltung, wie Sie es nennen, Frau Gräfin, denn von da an lebte ich zu Hause."

Herminie sprach dieses Wort zu Hause mit einer so wichtigen, so wohlgefälligen und selbstzufriedenen Miene aus, daß Frau von Beaumesnil, die Thränen in den Augen, ein Lächeln auf den Lippen, und fortgerissen durch

diese treuherzigen Geständnisse, die Hand von Herminie, welche an ihrem Bette saß, ergriff, und zu ihr sagte:

„Ich bin fest überzeugt, mein hoffährtiges Fräulein, es ist reizend bei Ihnen?"

„Oh! was das betrifft, gnädige Frau . . . ich habe nichts, was zu elegant für mich wäre."

„Wahrhaftig, lassen Sie hören . . . wie viel Zimmer hat Ihre Wohnung?"

„Ein einziges . . . mit einem Eingang . . . doch sie ist im Erdgeschoß und geht auf einen Garten; das ist ganz klein; . . . ich konnte mir auch einen hübschen Teppich, eine Tapete und Spitzvorhänge erlauben; ich habe nur ein Fauteuil, doch es ist in Sammet gestickt, von mir, wohlverstanden; kurz, ich besitze wenig, doch dieses Wenige ist, glaube ich, von gutem Geschmack . . . Das ist noch nicht Alles, ich hatte ein Verlangen und dieses werde ich auch bald verwirklichen."

„Und dieses Verlangen?"

„Besteht darin, daß ich eine kleine Dienerin haben wollte . . . ein Kind von dreizehn bis vierzehn Jahren, das ich einer mißlichen Lage entzogen hätte, und das sich bald glücklich bei mir gefühlt haben würde . . . das fand sich nach meinen Wünschen. Man sprach mir von einer kleinen Waise von zwölf Jahren, vom besten Herzen und vom besten Charakter . . . wie man mir sagte . . . Urtheilen Sie auch, Frau Gräfin, wie glücklich ich sein werde, wenn ich sie in meinen Dienst nehmen kann. Dies ist übrigens keine tolle Ausgabe. So werde ich wenigstens nicht mehr allein ausgehen, um meine Lectionen zu geben . . . und das ist es, was mich am meisten Anstrengung und Ueberwindung kostete, denn Sie begreifen . . . gnädige Frau, ein Mädchen allein . . ."

Herminie vollendete nicht, eine Thräne der Schaam trat ihr in die Augen bei dem Gedanken an die plumpe Verfolgung von Herrn von Ravil . . . ein peinlicher Vorfall, dem das Mädchen, trotz seiner würdigen bescheidenen Haltung, wiederholt ausgesetzt gewesen war.

„Ich verstehe Sie, mein Kind, und billige Ihre Gesinnung," sprach Frau von Beaumesnil immer mehr gerührt, „doch Ihre Lectionen... wer verschafft sie Ihnen?... Und fehlt es Ihnen zuweilen nicht daran?"

„Selten, Frau Gräfin, und im Sommer, wenn mehrere von meinen Schülerinnen auf das Land gehen, nehme ich meine Zuflucht zu anderen Erwerbsmitteln; ich sticke, ich gravire Musik, ich componire einige Sachen, und dann habe ich freundschaftliche Verbindungen mit mehreren meiner Kamerädinnen aus der Pension unterhalten. Durch eine von ihnen wurde ich der Frau Ihres Arztes empfohlen, Frau Gräfin, als er eine junge Person suchte, welche eine hinreichend gute Musikerin wäre, um zu Ihnen gebracht werden zu können."

Herminie, welche anfangs in einem Fauteuil oben neben dem Bett der Gräfin saß, saß nun auf dem Bett selbst, und beinahe umschlungen von den Armen ihrer Mutter.

Beide hatten sich unmerklich und beinahe ohne das Bewußtsein davon zu haben, der allmächtigen Anziehungskraft der mütterlichen und kindlichen Gefühle überlassen, denn Frau von Beaumesnil, die unvorsichtige Mutter, hatte es, als sich Herminie zu ihr gesetzt, gewagt, in ihren Händen eine von den Händen ihrer Tochter, während dieser einfachen und rührenden Erzählung, zu behalten.

Dann war geschehen, was gewöhnlich geschieht, wenn ein Verwegener sich einem in der Bewegung begriffenen Räderwerk nähert, und diesem die geringste Macht über sich einräumt: sogleich wird er durch diese unwiderstehliche Anziehungskraft fortgerissen; so fühlte Herminie, während sie ihrer Mutter ihr vergangenes Leben erzählte, wie die Hand von Frau von Beaumesnil anfangs die ihrige drückte, wie sie sie dann allmälig näher zu sich zog, bis sie endlich auf dem Bett ihrer Mutter saß und diese ihre Arme um ihren Hals schlang.

Von einer Art von mütterlichem Wahnsinn ergriffen, faßte sodann Frau von Beaumesnil, statt das Gespräch

fortzusetzen und ihrer Tochter zu antworten, den reizenden Kopf von Herminie zwischen ihre beiden Hände und bedeckte ihn, ohne ein Wort zu reden, mit leidenschaftlichen Thränen und Küssen.

So hielten sich die Mutter und die Tochter in einer stummen, krampfhaften Umarmung umschlossen.

Ohne Zweifel wäre ihnen ihr Geheimniß, das sie bis jetzt so mühsam zurückgehalten hatten, und das ihnen schon auf die Lippen getreten, diesmal entschlüpft, wären sie nicht plötzlich dadurch, daß man an die Thüren des Schlafzimmers klopfte, zu sich selbst zurückgerufen worden.

Erschrocken über den Meineid, den sie zu begehen im Begriffe gewesen, kam Frau von Beaumesnil glücklicher Weise wieder zur Vernunft, und verwirrt, gelähmt, da sie nicht wußte, wie sie ihrer Tochter diesen Ausbruch toller Zärtlichkeit erkären sollte, sagte sie mit stockender Stimme und indem sie Herminie sachte aus ihrer Umschlingung losmachte:

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, mein Kind . . . aber ich bin Mutter . . . meine Tochter ist in der Ferne, ihre Abwesenheit macht mir furchtbaren Kummer . . . mein armer Kopf ist so schwach . . . und in einer Illusion . . . ich weiß nicht, wie das gekommen ist, glaubte ich Sie . . . meine so schmerzlich beklagte Tochter an mein Herz zu schließen . . . Seien Sie nachsichtig gegen diese mütterliche Verirrung . . . sehen Sie . . . man muß Mitleid haben . . . mit einer armen Mutter . . . welche fühlt, daß sie stirbt, ohne zum letzten Mal ihr Kind umarmen zu können."

„Daß sie stirbt!" rief Herminie, indem sie ihr von Thränen überströmtes Gesicht erhob und ihre Mutter voll Angst anschaute.

Als sie aber noch einmal klopfen hörte, wischte Herminie hastig ihre Thränen ab, und sie hatte genug Selbstbeherrschung, um beinahe ruhig zu erscheinen, als sie zu ihrer Mutter sagte:

„Man klopft schon zum zweiten Male, Frau Gräfin."

„Lassen Sie eintreten,“ flüsterte Frau von Beaumesnil, im höchsten Maße angegriffen durch diese Scene.

Die vertraute Kammerfrau der Gräfin erschien und sagte:

„Nach den Befehlen der gnädigen Frau habe ich auf den Herrn Marquis von Maillefort gewartet.“

„Nun?“ fragte lebhaft Frau von Beaumesnil, „wird er kommen?“

„Der Herr Marquis ist im Salon und fragt, ob ihn die gnädige Frau empfangen könne.“

„Ah! . . . Gott sei gelobt,“ sagte die Gräfin zu sich selbst, indem sie ihre Tochter anschaute, „der Himmel belohnt mich dafür, daß ich die Stärke gehabt habe, meinen Schwur zu halten.“

Dann sich an ihre Kammerfrau wendend:

„Führen Sie Herrn von Maillefort hier herein.“

Tief erschüttert durch so viele Gemüthsbewegungen und das Ungeeignete und Lästige ihrer Gegenwart fühlend, nahm Herminie ihr Mantelet und ihren Hut, um sich zu entfernen.

Die Gräfin verließ sie mit dem Blicke nicht . . .

Sie sah ihre Tochter vielleicht zum letzten Male; denn die unglückliche Mutter fühlte, daß sie mit ihren Kräften, die sie aus einer künstlichen Aufregung geschöpft hatte, zu Ende war.

Frau von Beaumesnil hatte jedoch den Muth, zu Herminie, um sie von der Wahrheit über ihren Zustand abzubringen, mit beinahe sicherer Stimme zu sagen:

„Morgen . . . unser Stück aus Oberon, Mademoiselle; nicht wahr, Sie haben die Güte, frühzeitig zu kommen?“

„Ja. Frau Gräfin,“ antwortete Herminie.

„Madame Dupont, geleiten Sie Mademoiselle zurück,“ sagte die Gräfin zu ihrer Kammerfrau, „Sie werden sodann Herrn von Maillefort einführen.“

Mit einem unendlich schmerzlichen Blick ihrer Tochter

folgend, die nach der Thüre zuging, konnte sich Frau von Beaumesnil nicht erwehren, zum letzten Mal zu sagen:

„Gott behüte Sie . . . Mademoiselle.“

„Gute Nacht, Frau Gräfin,“ erwiederte Herminie.

Und in diesen, von einem kalten Ceremoniel auferlegten Worten hauchten die zwei armen Geschöpfe, gebrochen, zerrissen, ihre Verzweiflung in dem erhabenen Augenblick aus, wo sie sich zum letzten Mal sahen.

Madame Dupont geleitete Herminie zurück, ohne sie durch den Salon gehen zu lassen, wo Herr von Maillefort wartete.

Das Mädchen wollte eben die Wohnung der Gräfin verlassen, als Madame Dupont voll Theilnahme zu ihr sagte:

„Sie vergessen Ihren Schirm, und Sie werden ihn nöthig haben, denn es ist ein abscheuliches Wetter; es regnet in Strömen.“

„Ich danke Ihnen, Madame,“ erwiederte Herminie und holte ihren Schirm, den sie an die Thüre des Wartesaals gestellt und wirklich vergessen hatte.

Es goß in der That in Strömen herab; doch in ihren Schmerz versunken, bemerkte Herminie kaum, daß die Nacht regnerisch und schwarz war, als sie das Hotel Beaumesnil verließ und sich allein in das öde Quartier hinauswagte, um ihre Wohnung zu erreichen.

Elftes Kapitel.

Herr von Maillefort wartete allein in einem Salon, bis Madame Dupont zurückkam, um ihn abzuholen und bei Frau von Beaumesnil einzuführen.

Das Gesicht des Buckeligen war nicht mehr spöttisch wie gewöhnlich; man las in seinen Zügen eine tiefe Traurigkeit, vermischt mit Erstaunen und banger Erwartung.

Mit dem Ellenbogen am Kamin angelehnt, den Kopf auf seine Hände gestützt, schien der Marquis in seine Gedanken versunken, als suchte er den Schlüssel zu einem Räthsel, ohne ihn finden zu können; plötzlich aus seiner Träumerei erwachend, schaute er aufmerksam, aber voll Schwermuth umher, und eine Thräne glänzte in seinen schwarzen Augen; . . . er fuhr dann mit seiner Hand über seine Stirne, als hätte er peinliche Gedanken verjagen wollen und ging mit hastigen Schritten im Salon auf und ab.

Nach einigen Augenblicken kam Madame Dupont zu Herrn von Maillefort zurück und sagte:

„Wenn der Herr Marquis die Güte haben will, mir zu folgen... die Frau Gräfin kann ihn nun empfangen.“

Und sie schritt dem Marquis voran, öffnete die Thüre des Salon, welche in das Schlafzimmer von Frau von Beaumesnil führte und meldete:

„Der Herr Marquis von Maillefort.“

Die Gräfin hatte, wenn man so sagen darf, eine Krankentoilette gemacht: kurz zuvor noch in Unordnung durch das leidenschaftliche Umfangen und Ansichdrücken ihrer Tochter, waren ihre Haare abermals geglättet; eine frische Haube von Valenciennes umgab ihr bleiches Gesicht, das seine fieberhafte künstliche Färbung schon wieder verließ; ihre kurz zuvor noch von mütterlicher Zärtlichkeit glänzenden Augen schienen zu erlöschen und ihre Hände

wenige Augenblicke vorher, als sie die Hände von Herminie drückte, so glühend, erkalteten wieder.

Als er die tödtliche Verstörung der Züge der Gräfin gewahrte, die er blendend von Jungend und Schönheit gesehen hatte, bebte Herr von Maillefort und blieb unwillkührlich einen Augenblick stehen.

Das Gesicht des Buckeligen verrieth sein schmerzliches Erstaunen, denn Frau von Beaumesnil, die allein mit ihm war, suchte zu lächeln und sagte:

„Nicht wahr, Herr von Maillefort, Sie finden mich sehr verändert?"

Der Buckelige neigte das Haupt, ohne etwas zu antworten; als er aber nach einem Augenblick des Stillschweigens die Stirne wieder erhob, war er äußerst bleich.

Frau von Beaumesnil bedeutete dem Marquis durch ein Zeichen, er möge sich in einen Lehnstuhl an ihrem Bett setzen, und sprach sodann mit liebevollem und zugleich ernstem Tone:

„Ich fürchte, meine Augenblicke sind gezählt . . . Herr von Maillefort; ich werde also bei dieser Unterredung kurz sein."

Der Marquis nahm stillschweigend Platz bei dem Bett der Gräfin und diese fuhr fort:

„Mein Brief mußte Sie sehr in Erstaunen setzen?"

„Ja, gnädige Frau."

„Und stets gut . . . stets edelmüthig haben Sie sich in aller Eile zu mir begeben."

Der Marquis verbeugte sich.

Mit tief bewegter Stimme sprach Frau von Beaumesnil:

„Herr von Maillefort, Sie haben mich sehr geliebt."

Der Buckelige zuckte vor Erstaunen und schaute die Gräfin zugleich verwirrt und bestürzt an.

„Wundern Sie sich nicht, daß Sie mich von einem Geheimniß unterrichtet sehen, . . . das ich allein ergrün-

det habe," sagte die Gräfin, „denn die wahre, redliche Liebe verräth sich immer bei der geliebten Person."

„Gnädige Frau," stammelte der Buckelige, der sich kaum von seiner Unruhe erholte, „Sie wußten also . . ."

„Ich wußte Alles," erwiederte die Gräfin, indem sie Herrn von Maillefort ihre schon kalte Hand reichte.

Der Marquis drückte die Hand von Frau von Beaumesnil mit frommer Ehrfurcht, während seine Thränen, die er nicht mehr zurückhielt, über seine Wangen floßen.

„Ich habe Alles errathen," fuhr die Gräfin fort, „Ihre edle und verborgene Zuneigung, die Leiden, die Sie heldenmüthig ausgehalten haben."

„Sie wußten Alles?" flüsterte Herr von Maillefort zögernd, „Sie wußten Alles? Und wenn die Umstände, was selten geschah, es fügten, daß ich in Ihre Nähe kam, war Ihr Empfang stets freundlich und gut. Sie wußten Alles . . . und nie habe ich auf Ihren Lippen ein Lächeln des Spottes wahrgenommen . . nie in Ihren Augen einen Blick verächtlichen Mitleids! . . ."

„Herr von Maillefort," sprach die Gräfin mit rührender Würde, „im Namen der Liebe, die Sie für mich hatten, im Namen der innigen Werthschätzung, die mir Ihr Charakter stets einflößte, will ich Ihnen . . . in dieser vielleicht äußersten Stunde . . . meine theuersten Interessen anvertrauen."

Mit zunehmender Erschütterung antwortete Herr von Maillefort:

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, daß ich einen Augenblick annahm, ein Herz wie das Ihrige könnte ein unwiderstehliches, aber stets ehrfurchtsvoll verborgen gehaltenes Gefühl verspotten, verachten. Sprechen Sie, ich halte mich würdig des Vertrauens, das Sie zu mir hegen."

„Herr von Maillefort . . . noch in dieser Nacht werde ich zu leben aufgehört haben."

„Frau Gräfin . . ."

„Oh! ich täusche mich nicht. Durch Energie, mit

Hülfe künstlicher Mittel, bekämpfe ich seit einigen Stunden die letzten Angriffe und Stürme des Uebels . . . Hören Sie mich also, denn ich sage Ihnen, meine Augenblicke sind gezählt . . ."

Der Buckelige wischte sich die Thränen ab und hörte.

„Sie wissen, von welchem gräßlichen Unfall Herr von Beaumesnil das Opfer geworden ist... Durch seinen Tod . . . durch meinen . . . wird meine Tochter . . . meine Tochter Ernestine Waise bleiben . . . in fremdem Land . . . der Sorge einer Gouvernante anvertraut. Das ist noch nicht Alles . . . Ernestine ist ein Engel der Reinheit und Herzensgüte . . . dabei von übertriebener Schüchternheit. Zärtlich von ihrem Vater und von mir aufgezogen, weiß sie . . . da sie uns nie verlassen hat . . . nichts von der Welt, vom Leben, als das, was ein Kind von sechzehn Jahren wissen kann, welches aus Geschmack stets die Zurückgezogenheit und Einfachheit geliebt hat . . . Allerdings dürfte ich ruhig über ihre Zukunft sterben . . . denn sie wird die reichste Erbin Frankreichs sein . . . doch ich kann mich einiger Unruhe nicht erwehren, wenn ich an die Personen denke, die mich nothwendiger Weise bei meiner Tochter ersetzen werden . . . nämlich an Herrn und Frau de la Rochaigue, ihre nächsten Verwandten, denen sie wahrscheinlich anvertraut werden wird . . . Schon seit langer Zeit habe ich mit dieser Familie gebrochen und Sie kennen dieselbe hinreichend, um meine Befürchtungen zu begreifen . . ."

„Es wäre in der That zu wünschen, Frau Gräfin, daß Ihre Tochter besser gewählte Vormünder hätte; doch Fräulein von Beaumesnil ist sechzehn Jahre alt, die Vormundschaft dürfte bei ihr nicht lange dauern; überdies sind die Personen, von denen Sie sprechen, mehr lächerlich als boshaft . . . und man braucht sie wohl nicht wirklich zu fürchten."

„Ich weiß es . . .; nichts desto weniger wird die Hand von Ernestine der Gegenstand von so vielfachem gierigem Verlangen sein . . . (hievon habe ich mich schon über-

zeugen können,)" fügte Frau von Beaumesnil bei, die sich des beharrlichen Zuredens ihres Beichtvaters zu Gunsten von Herrn von Macreuse erinnerte; „das theure Kind wird so vielseitig belagert werden, daß ich nicht völlig beruhigt wäre, wüßte ich nicht an ihrer Seite einen aufrichtigen, ergebenen Freund . . . von erhabenem Geist und fähig, sie bei ihrer Wahl zu erleuchten . . . Seien Sie dieser beinahe väterliche Freund für Ernestine, ich flehe Sie an, Herr von Maillefort . . . und ich verlasse das Leben mit der festen Ueberzeugung, daß das Schicksal meiner Tochter eben so glücklich, als glänzend sein wird."

„Ich werde mich bemühen, dieser Freund für Ihre Tochter zu sein, Frau Gräfin, und Alles thun, was nur immer von mir abhängt."

„Ah! ich athme, ich fürchte nichts mehr für Ernestine . . . Ich weiß, was ein Versprechen von Ihnen werth ist, Herr von Maillefort," rief die Gräfin, deren Gesicht einige Secunden von Hoffnung und Heiterkeit strahlte.

Bald aber machte das Gefühl ihrer zunehmenden Schwäche, verbunden mit traurigen Symptomen, Frau von Beaumesnil glauben, ihr Ende nahe; einen Augenblick aufgeklärt durch die Sicherheit, die ihr das Versprechen von Herrn von Maillefort in Beziehung auf Ernestine eingeflößt hatte, drückten ihre Züge neue Qualen aus, und sie fuhr hastig und mit flehender Stimme fort:

„Das ist nicht Alles, Herr von Maillefort, ich habe Ihre Großmuth noch durch einen bedeutenderen Dienst anzuflehen."

Der Marquis schaute Frau von Beaumesnil ganz erstaunt an.

Erleuchtet, unterstützt durch ihre Rathschläge wird meine Tochter Ernestine ebenso glücklich als reich sein . . . Es gibt nun keine schönere, keine sicherere Zukunft als die ihrige; . . . doch nicht so ist es mit der Zukunft eines armen und edlen Geschöpfes . . . das . . . ich . . . Ihnen ...n . . ."

Frau von Beaumesnil hatte nicht den Muth . . . war außer Stands, fortzufahren.

Zuvor entschlossen, das Geheimniß der Geburt von Herminie Herrn von Maillefort anzuvertrauen, um auf immer für sie die Unterstützung dieses edelmüthigen Mannes zu erlangen, wich die Gräfin von der Schmach eines solchen Geständnisses zurück, das auch die Heiligkeit des Eides, den sie geleistet, verletzt hätte.

Als der Marquis das Zögern von Frau von Beaumesnil wahrnahm, sagte er zu ihr:

„Was haben Sie, Frau Gräfin? Wollen Sie mir gütigst mittheilen, welchen andern Dienst ich Ihnen leisten kann. Wissen Sie nicht . . . daß Sie über mich, wie über Ihren besten Freund verfügen können?"

„Ich weiß es . . . oh! ich weiß es," erwiederte Frau von Beaumesnil mit tiefer Bangigkeit; „doch ich wage es nicht, ich fürchte . . ."

Und die Worte erloschen abermals auf den Lippen von Frau von Beaumesnil.

Der Marquis, der ihr, tief bewegt von ihrer Unruhe, zu Hülfe kommen wollte, sagte:

„Als Sie sich vorhin unterbrachen, sprachen Sie, glaube ich, von der Zukunft eines armen und edlen Geschöpfes . . . Wer ist es, wie könnte ich ihm nützlich sein? . . ."

Ueberwältigt durch den Schmerz und durch eine zunehmende Schwäche verbarg Frau von Beaumesnil ihr Gesicht in ihren Händen und zerfloß in Thränen; doch nachdem sie einen Augenblick still geschwiegen, heftete sie auf den Marquis ihre in Zähren gebadeten Augen . . . sie strengte sich an, ruhiger zu erscheinen und sagte mit einer von Zeit zu Zeit stockenden Stimme:

„Ja, Sie könnten eine große Unterstützung einem Ihrer ganzen Theilnahme sehr würdigen Mädchen gewähren, einem Mädchen, das eine unglückliche, jedes Beistandes beraubte Waise, aber ein Mädchen voll Herz und Stolz ist; ich schwöre Ihnen, es gibt kein Wesen, das

muthiger im Guten und in der Arbeit sein könnte... mit einem Wort, es ist ein Engel," fügte die Gräfin mit einer Begeisterung bei, welche Herrn von Maillefort ganz in Erstaunen setzte.

„Ja," sagte Frau von Beaumesnil in Thränen zerfließend, „es ist ein Engel an Muth und Tugend, und für diesen Engel bitte ich Sie mit gefalteten Händen... um Ihre väterliche Theilnahme... wie ich Sie für meine Tochter Ernestine gebeten habe. Oh! Herr von Maillefort, ich beschwöre Sie... ich flehe Sie an... schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab."

Die Exaltation von Frau von Beaumesnil, als sie von dieser Waise sprach; ihre Unruhe, ihre sichtbare Verlegenheit, die dringende Empfehlung, die sie an Herrn von Maillefort richtete, den sie, seine Zuneigung zwischen Ernestine und dem unbekannten jungen Mädchen zu theilen anflehte, alle diese Umstände erregten im höchsten Grad das Erstaunen des Marquis.

Einen Augenblick beobachtete er unwillkührlich ein tiefes Stillschweigen; dann bebte er plötzlich; ein schmerzlicher Gedanke durchzuckte seinen Geist; er erinnerte sich verleumderischer, schändlicher Gerüchte (bis dahin hatte er sie wenigstens als solche betrachtet), deren Gegenstand Frau von Beaumesnil früher gewesen war und für die er am Morgen desselben Tages, indem er Herrn von Mornand unter einem richtigen Grunde herausforderte, Rache hatte nehmen wollen.

Waren diese Gerüchte begründet? War die Waise, für welche Frau von Beaumesnil von einer so tiefen Theilnahme erfüllt zu sein schien, dieser unter einem geheimnißvollen Titel theuer? War es die Frucht eines Fehlers?

Bald aber wies der Marquis, voll Vertrauen, voll Glauben an die Tugend von Frau von Beaumesnil, diesen ärgerlichen Verdacht zurück, und machte es sich zum Vorwurf, daß er sich demselben einen Augenblick hingegeben hatte.

Beinahe erschrocken über das Stillschweigen des Buckeligen, sagte die Gräfin mit zitternder Stimme zu diesem:

„Entschuldigen Sie mich, Herr von Maillefort, ich habe . . . wie ich sehe . . . Ihre Großmuth mißbraucht. Es genügte mir nicht, die Versicherung Ihres väterlichen Schutzes für meine Tochter Ernestine erlangt zu haben... ich wollte sie auch noch . . . für eine arme Fremde interessiren . . . Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir."

Der Ausdruck von Frau von Beaumesnil, als sie diese Worte sprach, hatte etwas so Schmerzliches, so Verzweifeltes, daß sich neue, für sein Herz peinvolle Zweifel in Herrn von Maillefort regten; er sah eine seiner edelsten, seiner theuersten Illusionen hinschwinden: Frau von Beaumesnil war nicht mehr für ihn das ideale Wesen, das er so lange angebetet hatte.

Aber es erfaßte ihn Mitleid für die unglückliche Mutter, er sah ein, was sie Alles leiden mußte, er fühlte, wie sich seine Augen mit Thränen befeuchteten, und sprach mit bewegter Stimme:

„Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin, nie werde ich meinen Zusagen untreu werden . . . Die Waise, die Sie mir empfehlen, soll mir eben so theuer sein, als Fräulein von Beaumesnil, und ich werde zwei Töchter haben, statt einer."

Und er reichte liebevoll, als wollte er seinem Versprechen die Weihe geben, der Gräfin seine Hand.

„Nun kann ich im Frieden sterben," rief Frau von Beaumesnil.

Und ehe sich der Marquis widersetzen konnte, drückte sie ihre schon kalten Lippen auf die Hand, die er ihr geboten.

Bei diesem Ausdruck unaussprechlicher Dankbarkeit zweifelte Herr von Maillefort nicht mehr daran, Frau von Beaumesnil habe eine natürliche Tochter.

Plötzlich, hatten nun so viele Erschütterungen die Kräfte der Gräfin erschöpft, hatten die, einen Augenblick

unter einem trügerischen Wohlsein verborgenen Fortschritte der Krankheit ihre ganze Intensität wieder erreicht, plötzlich, sagen wir, machte Frau von Beaumesnil eine ungestüme Bewegung und konnte einen Schmerzensschrei nicht zurückhalten.

„Großer Gott, Frau Gräfin," rief der Marquis erschrocken über die plötzliche Veränderung der Gesichtszüge von Frau von Beaumesnil, „was haben Sie?"

„Es ist nichts," erwiederte sie heldenmüthig, „es ist nichts . . . ein leichter . . . Schmerz; aber . . . hören Sie . . . nehmen Sie rasch diesen Schlüssel, ich bitte Sie . . ."

Und die Gräfin gab Herrn von Maillefort einen Schlüssel, den sie unter ihrem Kopfkissen vorzog.

„Oeffnen Sie . . . diesen Secretär."

Der Marquis gehorchte.

„Nehmen Sie . . . aus der mittleren Schublade . . . ein Portefeuille . . ."

„Finden Sie es?"

„Ich habe es."

„Behalten Sie es . . . ich bitte Sie . . . es enthält eine Summe . . . über die ich verfügen kann . . . oder die mir vielmehr ... anvertraut worden ist ... Diese Summe wird wenigstens für immer das Mädchen, das ich Ihnen empfehle, vor der Noth schützen ... Nur," fügte die arme Mutter mit immer schwächer werdender Stimme bei, „nur versprechen Sie mir . . . nie dieser Waise . . . meinen Namen zu nennen . . . nie ihr zu enthüllen . . . wer die Person ist, die Sie beauftragt hat, ihr dieses kleine Vermögen zu übergeben ... Doch sagen Sie ... Oh! sagen Sie dem unglücklichen Kind, daß es . . . zärtlich bis zum Ende . . . geliebt worden ist . . . und daß man nur genöthigt . . ."

Die letzten Worte der Gräfin, deren Kräfte sich völlig erschöpften, waren für den Marquis unverständlich.

„Aber dieses Portefeuille . . . wem soll ich es übergeben, Frau Gräfin? Das Mädchen, wo soll ich es

finden, wie heißt es?" rief Herr von Maillefort bestürzt über die rasche Zersetzung des Gesichtes von Frau von Beaumesnil und über den Druck, der auf ihrem Athem lastete.

Statt auf die Fragen des Marquis zu antworten, warf sich Frau von Beaumesnil zurück, stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und faltete ihre Hände über ihre Brust.

„Frau Gräfin . . . sprechen Sie doch," rief der Marquis, der sich, von Schmerz und Schrecken ergriffen, über Frau von Beaumesnil neigte, „das Mädchen . . . wo werde ich es finden? . . . wer ist es?"

„Oh! ich sterbe . . ." murmelte Frau von Beaumesnil und schlug ihre Augen zum Himmel auf.

Und in einer letzten Anstrengung stammelte sie die Worte:

Vergessen Sie den Schwur nicht . . . meine Tochter . . . die Waise . . ."

Nach einigen Augenblicken starb die Gräfin.

Dem tiefsten, bittersten Kummer preisgegeben, zweifelte Herr von Maillefort nicht daran, die Waise, deren Namen er nicht kannte, und von der er nichts wußte, wo er sie sehen sollte, sei die natürliche Tochter der Gräfin.

. . . .

Die Beerdigung von Frau von Beaumesnil war glänzend.

Der Herr Baron de la Rochaigue, der nächste Verwandte der Familie, führte den Leichenzug an . . .

Schriftlich, wie die anderen Personen der Gesellschaft von Frau von Beaumesnil zur Theilnahme eingeladen, schloß sich Herr von Maillefort dem Trauergeleite an.

In einem dunklen Winkel der Kirche, kniend und wie auf die Platten niedergeschmettert durch das Gewicht seiner Verzweiflung, betete von Allen unbemerkt, ein junges Mädchen, sein Schluchzen unterdrückend.

Das war Herminie.

Zwölftes Kapitel.

Als einige Tage nach dem Leichenbegängniß von Frau von Beaumesnil, Herr von Maillefort sich einigermaßen von der schmerzlichen Niedergeschlagenheit, in die ihn der Tod der Gräfin versenkt hatte, erholte, und an den Vollzug des letzten Willens dieser unglücklichen Frau in Beziehung auf die Waise dachte, fühlte er die ganze Schwierigkeit des Auftrags, den er übernommen hatte.

Wie sollte er in der That das ihm von Frau von Beaumesnil so inständig empfohlene Mädchen finden, an wen sollte er sich wenden, um Erkundigungen einzuziehen oder Anzeigen zu sammeln, welche im Stande wären, ihn auf den rechten Weg zu bringen?

Wie sollte er hauptsächlich Nachforschungen von so zarter Natur unternehmen ohne das Andenken von Frau von Beaumesnil und das Geheimniß zu gefährden, in das sie die Erfüllung ihres letzten Willens hinsichtlich dieser unbekannten Waise, ihrer natürlichen Tochter, (denn Herr von Maillefort konnte hieran nicht zweifeln) hatte hüllen wollen.

Während der Buckelige seine Erinnerungen sammelte, fiel es ihm ein, daß die Gräfin an ihrem Todestag eine vertraute Kammerfrau mit der Bitte, er möge sich so bald als möglich in das Hotel Beaumesnil begeben, zu ihm geschickt hatte.

„Diese Frau ist seit langer Zeit im Dienst von Frau von Beaumesnil," dachte der Marquis; „sie wird mir vielleicht einige Auskunft geben können."

Der Kammerdiener von Herrn von Maillefort, ein sicherer und treuer Mann, wurde beauftragt, Madame Dupont aufzusuchen, und zu dem Marquis zu bringen.

„Ich weiß," sagte dieser als Sie kam, „ich weiß,

Madame Dupont, wie sehr Sie Ihrer Gebieterin ergeben waren . . ."

„Ah! Herr Marquis, die Frau Gräfin war so gut!" erwiederte Madame Dupont in Thränen zerfließend, „wie hätte man ihr nicht auf Leben und Tod ergeben sein sollen!"

„Weil ich Ihre Anhänglichkeit und die Achtung kenne, die Sie für das Andenken dieser vortrefflichen Frau hegen, habe ich Sie gebeten, zu mir zu kommen, Madame Dupont . . . es handelt sich um eine sehr zarte Angelegenheit."

„Ich höre, Herr Marquis."

„Der Beweis des Vertrauens, den mir Frau von Beaumesnil dadurch gegeben hat, daß sie mich an ihrem Todestag zu sich rief, muß Sie zum Voraus überzeugen, daß die Fragen, die ich an Sie richten dürfte, von einem beinahe heiligen Interesse sind . . . ich zähle auch sowohl auf Ihre Offenherzigkeit, als auf Ihre Verschwiegenheit."

„Oh! Sie können darauf zählen, Herr Marquis."

„Ich weiß es . . . Hören Sie nun, wie sich die Sache verhält . . . Frau Beaumesnil war, wie ich glaube, seit langer Zeit von einer ihr befreundeten Person beauftragt, für eine junge Waise Sorge zu tragen, welche durch den Tod ihrer Beschützerin zu dieser Stunde vielleicht jeder Unterstützung beraubt ist . . . ich weiß den Namen, den Aufenthaltsort dieser Waise nicht . . . und es wäre doch dringend für mich, sie aufzufinden. Könnten Sie mir nicht in dieser Hinsicht einige Auskunft geben?"

„Ein verwaistes Mädchen?" versetzte Madame Dupont, in ihren Erinnerungen suchend.

„Ja."

„Während der zehn Jahre, die ich im Dienst der Frau Gräfin gewesen bin," sprach die Kammerfrau nach einem neuen Stillschweigen, „während dieser ganzen Zeit habe ich kein Mädchen zu der gnädigen Frau kommen sehen, das besonders von ihr beschützt oder begünstigt worden wäre."

„Sie sind dessen sicher?"

„Oh! sehr sicher, Herr Marquis."

„Und Frau von Beaumesnil hat Ihnen nie irgend einen Auftrag gegeben, der eine Beziehung zu dem jungen Mädchen, von dem ich spreche, haben konnte?"

„Nie, Herr Marquis . . . Oft wandte man sich an die Frau Gräfin um Unterstützung . . . denn sie gab viel . . . doch nie habe ich bemerkt, daß sie vorzugsweise gab, oder sich mehr für eine Person als für eine andere interessirte . . . und ich glaube, wenn die Frau Gräfin irgend einen Vertrauensauftrag zu geben gehabt hätte, so würde sie sich an Niemand außer mir gewendet haben."

„Das dachte ich auch, und deshalb hoffte ich von Ihnen Auskunft zu erhalten. Ich bitte, suchen Sie in Ihrem Gedächtniß, ob Sie nicht irgend einen Umstand finden, der Sie an ein junges Mädchen erinnern dürfte, das Frau von Beaumesnil besonders begünstigte, und zwar seit langer Zeit?"

„Ich kann mich an Nichts erinnern," versetzte Madame Dupont nach abermaligem Nachdenken, „durchaus an Nichts," fügte sie bei.

Wohl dachte sie einen Augenblick an Herminie, aber die Kammerfrau verweilte nicht bei diesem Gedanken.

In dem scheinbaren Benehmen der Gräfin gegen Herminie, die sie zum ersten Male einige Tage vor ihrem Tod empfangen hatte, konnte in der That nichts Madame Dupont auf die besondere, seit langer Zeit einem jungen Mädchen von Frau von Beaumesnil zu Theil gewordenen Begünstigung führen, von der der Marquis sprach.

„Ah!" sagte dieser mit einem Seufzer, „ich muß versuchen, mir auf eine andere Weise Licht zu verschaffen."

„Doch warten Sie, Herr Marquis," sprach Madame Dupont, „das scheint zwar keine Beziehung zu dem Mädchen zu haben, von dem die Rede ist . . . aber es ist doch vielleicht gut, wenn ich es Ihnen mittheile."

„Reden Sie."

„Am Vorabend ihres Todes ließ mich die Frau Gräfin zu sich kommen und sagte zu mir: „„Nehmen Sie einen Fiacre und bringen Sie diesen Brief zu einer Frau, welche in den Batignolles wohnt, doch ohne ihr zu entdecken, in wessen Auftrag Sie kommen; Sie nehmen sie mit und führen sie, sobald sie im Hause ist, sogleich bei mir ein."

„Und wie heißt diese Frau?"

„Oh! sie hat einen sonderbaren Namen, Herr Marquis, ich habe ihn nicht vergessen . . . sie heißt Madame Barbançon."

„Und Sie haben sie oft bei Frau von Beaumesnil gesehen?"

„Nur dieses einzige Mal, Herr Marquis."

Und Sie brachten diese Frau wirklich zu Frau von Beaumesnil?"

„Nicht ich, Herr Marquis."

„Wie so?"

„Nachdem mir die gnädige Frau diesen ersten Befehl gegeben hatte, besann sie sich eines Anderen und sagte zu mir, ich erinnere mich dessen ganz genau:

„„Wenn ich es mir wohl überlege, Madame Dupont, werden Sie diese Frau nicht im Fiacre abholen, das hätte das Ansehen eines Geheimnisses. Lassen Sie meinen Wagen anspannen, geben Sie den Brief einem Bedienten . . . er soll ihn der genannten Person bringen und ihr sagen, er habe den Auftrag, sie zu Frau von Beaumesnil zu holen.""

„Und man hat die Frau geholt?"

„Ja, Herr Marquis."

„Und Frau von Beaumesnil hat mit ihr gesprochen?"

„Zwei volle Stunden."

„Wie alt ist sie?"

„Wenigstens fünfzig Jahre und es ist eine Frau von geringem Stand."

„Und nach der Unterredung mit der Gräfin?"

„Hat sie der Wagen der gnädigen Frau zu ihrer Wohnung in den Batignolles zurückgeführt."

„Seitdem haben Sie diese Frau nicht mehr im Hotel Beaumesnil gesehen?"

„Nein, Herr Marquis."

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, wandte sich der Buckelige abermals an Madame Dupont und fragte:

„Wie hieß die Frau, von der Sie sprechen?"

„Madame Barbançon."

Der Buckelige schrieb diesen Namen in eine Brieftasche und fuhr fort:

„Sie wohnt?"

„In den Batignolles."

„Welche Straße? welche Nummer?"

„Ich weiß es nicht, Herr Marquis. Ich erinnere mich nur, daß der Lackei uns sagte, das Haus, wo sie wohne, liege in einer sehr öden Straße, und es sei ein Garten dabei, den man von Außen durch ein kleines hölzernes Gitter sehe."

Nachdem der Buckelige auch diese Notizen in seine Brieftasche geschrieben hatte, sagte er zu Madame Dupont:

„Ich danke Ihnen für diese Auskunft, als für die einzige, die Sie mir geben konnten. Leider wird sie mir vielleicht unnütz bei den Nachforschungen sein, mit denen ich mich beschäftige. Sollte Ihnen jedoch später irgend ein neuer Umstand einfallen, der Ihnen geeignet mir Aufklärung zu geben erscheinen dürfte, so haben Sie die Güte, mich davon zu unterrichten."

„Ich werde es nicht versäumen, Herr Marquis."

Herr von Maillefort belohnte Madame Dupont freigebig, stieg in einen Fiacre und ließ sich nach den Batignolles führen.

Nachdem er hier zwei Stunden lang gesucht und geforscht hatte, entdeckte der Buckelige endlich das Haus des Commandanten Bernard, wo er nur Madame Barbançon fand.

Olivier war schon seit mehreren Tagen mit seinem Maurermeister abgereist und der Veteran hatte sich auf

seinen gewöhnlichen Spaziergang in der Ebene von Monceau begeben.

Als die Haushälterin dem Buckeligen öffnete, fühlte sie sich unangenehm berührt durch die Häßlichkeit und die Mißstaltung des Marquis; weit entfernt ihn in die Wohnung des Commandanten einzuführen, blieb sie auch auf der Thürschwelle und versperrte so gleichsam Herrn von Maillefort den Durchgang.

Es entging diesem der ungünstige Eindruck nicht, den er auf die Haushälterin hervorbrachte; er grüßte sie äußerst höflich und sagte:

„Habe ich die Ehre, mit Madame Barbançon zu sprechen?"

„Ja, mein Herr ... Was wollen Sie von Madame Barbançon?"

„Madame," erwiederte der Buckelige, „wollten Sie wohl die Güte haben, mir einige Augenblicke zu bewilligen?"

„Zu welchem Ende, mein Herr?" fragte die Haushälterin, mit mißtrauischem Blick den Buckeligen messend.

„Madame, ich sollte über sehr wichtige Dinge mit Ihnen reden."

„Ich ... ich kenne Sie nicht."

„Aber ich, Madame, ich habe den Vortheil, daß ich Sie kenne... es ist wahr, nur dem Namen nach..."

„Eine schöne Geschichte! ... ich kenne den Großtürken auch dem Namen nach."

„Meine liebe Madame Barbançon, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß wir in Ihrem Zimmer unendlich viel bequemer sprechen würden ... als hier auf dem Ruheplatz."

„Mein Herr!" entgegnete die Haushälterin mit spitzigem Tone, „ich bin nur gern bequem mit den Leuten, die mir Lust dazu machen."

„Ich begreife Ihr Mißtrauen vollkommen, meine liebe Madame," sagte der Marquis, seine Ungeduld bewälti-

gend; „ich werde mich auch durch einen Namen empfehlen, der Ihnen nicht unbekannt ist."

„Durch welchen Namen?"

„Durch den der Frau Gräfin von Beaumesnil."

„Sie kommen in ihrem Auftrag, mein Herr?" sagte lebhaft die Haushälterin.

„In ihrem Auftrag . . . nein, Madame," antwortete der Buckelige, traurig den Kopf schüttelnd, „Frau von Beaumesnil ist todt."

„Oh! mein Gott! todt . . . und seit wann? die liebe, arme Frau!"

„Ich bitte Sie, Madame, lassen Sie uns eintreten, und ich werde Ihnen antworten," sagte der Marquis mit einer gewissen Würde, die ihren Eindruck auf Madame Barbançon nicht verfehlte, welche überdies sehr neugierig in Beziehung auf Alles war, was Frau von Beaumesnil betraf.

Die Haushälterin führte also den Buckeligen in die bescheidene Wohnung des Commandanten Bernard ein.

„Mein Herr," sprach die Haushälterin, „Sie sagten also, die Frau Gräfin von Beaumesnil sei todt?"

„Seit mehreren Tagen, Madame, sie starb gerade den andern Tag nach der Unterredung, die sie mit Ihnen gehabt hat."

„Wie, mein Herr, Sie wissen?"

„Ja, ich weiß, daß Frau von Beaumesnil eine lange Unterredung mit Ihnen gepflogen hat, und ich erfülle eine ihrer letzten Willensverordnungen, Madame, indem ich Ihnen in ihrem Auftrag diese fünf und zwanzig Napoleons übergebe."

Und der Buckelige zeigte Madame Barbançon eine kleine Börse von grüner Seide, deren Maschen das Gold, das sie enthielt, durchschimmern ließen.

Die Worte: fünf und zwanzig Napoleons, klangen furchtbar in den Ohren der Haushälterin; hätte der Marquis gesagt fünf und zwanzig Louis d'or, so wäre der

Eindruck bei der geschworenen Feindin des corsicanischen Wehrwolfs ohne Zweifel ein ganz anderer gewesen.

„Weit entfernt, das Gold anzunehmen, das ihr der Buckelige bot, um sie anzulocken und ihr Vertrauen zu gewinnen, antwortete Madame Barbançon, die ihre Vorurtheile wieder erwachen fühlte, majestätisch, indem sie mit einer Geberde stolzer Verachtung die Börse, die man ihr bot, zurückstieß:

„Ich empfange nicht nur so Napoleons (und sie betonte diesen verabscheuten Namen mit der größten Bitterkeit), „nein, ich empfange nicht nur so Napoleons von dem Ersten dem Besten ... ohne zu wissen ... hören Sie wohl, mein Herr?"

„Ohne was zu wissen, meine liebe Madame?"

„Ohne zu wissen, wer die Leute sind, welche Napoleons sagen, als ob es ihnen den Mund schinden würde, wenn sie Louis d'or sagten. „Doch es ist bekannt," fügte sie mit höhnischem Tone bei: Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist. Schon genug, Sie sind gerichtet."

„Ich bin gerichtet?"

„Ergründet, gemessen und gerichtet. Was wollen Sie nun von mir? ich muß nach meinem Topf sehen, der am Feuer steht."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Madame, ich komme, um Ihnen einen Beweis der Dankbarkeit von Frau von Beaumesnil für die Discretion zu überbringen, mit der Sie bei der fraglichen Angelegenheit zu Werk gegangen sind."

„Bei welcher Angelegenheit?"

„Sie wissen es wohl."

„Keineswegs."

„Ah! meine liebe Madame Barbançon, haben Sie Vertrauen zu mir; ich war einer der besten Freunde von Frau von Beaumesnil ... und es ist mir nicht unbekannt ... daß die Waise ... Sie wissen ... die Waise ..."

„Die Waise?“

„Ja . . . ein junges Mädchen . . . ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen . . . Sie sehen, daß ich von Allem unterrichtet bin.“

„Was verlangen Sie dann von mir, da Sie Alles wissen?“

„Ich will Sie im Interesse der Waise, die Sie kennen, bitten, mir ihre Adresse zu geben . . . ich habe ihr eine sehr wichtige Mittheilung zu machen.“

„Wahrhaftig?“

„Gewiß . . .“

„Ah! seht doch einmal!“ rief die Haushälterin mit höhnischem scharfem Ton.

„Aber meine liebe Madame Barbançon, was finden Sie denn so Außerordentliches in dem, was ich Ihnen sage?“

„Ich finde,“ erwiederte die Haushälterin losbrechend, „ich finde, daß Sie ein verworfner alter Geselle sind.“

„Ich!!“

„Ein Bösewicht, der mich mit Gold bestechen will, um mich zum Schwatzen zu bringen.“

„Aber Madame Barbançon, ich versichere Sie . . .“

„Doch wenn Ihr Buckel voll von Napoleons wäre, wenn er nach Gold klänge und Sie würden mir erlauben, nach Herzenslust darin zu wühlen und ihn auszuleeren, so würde ich Ihnen doch nicht ein Sterbenswörtchen von dem sagen, was ich nicht sagen will . . . Ah! . . . ah! . . . so bin ich gebaut . . . das ist ein wenig gerader als Sie, nicht wahr? und das peinigt Sie.“

„Madame Barbançon, ich bitte, hören Sie mich, Sie sind eine würdige redliche Frau.“

„Ich rühme mich dessen.“

„Und Sie haben Recht . . . Als eine vortreffliche Frau werden Sie mich auch anhören und mir antworten . . . denn . . .“

„Weder das Eine, noch das Andere . . . ah! alter Buckeliger, Sie haben sich gesagt: „„Ich will das Eisen

in's Feuer legen, um Madame Barbançon die Würmer aus der Nase zu ziehen, um zu sehen, was sie im Bauch hat."" Aber da können Sie eine Minute warten, Ihre Garstigkeit ist enthüllt und ich bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen."

„Haben Sie die Güte, nur ein einziges Wort, meine theure Freundin," sagte der Marquis mit liebevollem Tone, während er die Hand der Haushälterin zu ergreifen suchte.

Doch diese warf sich rasch zurück und rief voll Zorn und mit einem schamhaften Schrecken:

„Berührungen ... Tag des Himmels! Nun begreife ich Alles ... das Anerbieten ihrer Börse ... Kommen Sie mir nicht nahe, schändlicher Bruder Lüderlich ... ich habe Sie heranschleichen sehen, Schlange ... Zuerst sagten Sie Madame und dann ... meine liebe Madame, und nun, meine theure Freundin, um mit mein Schatz zu endigen, nicht wahr?"

„Madame Barbançon ... ich schwöre Ihnen, daß ..."

„Man sagte es mir wohl schon: diese geknüpften Leute, .. das ist schlimmer als die Affen!" rief die Haushälterin zurückweichend ... „Mein Herr, wenn Sie nicht gehen, schreie ich den Nachbarn ... ich schreie nach der Wache, ich schreie Feuer."

„Ei, bei Gott! Sie sind verrückt," rief der Marquis trostlos über die Fruchtlosigkeit seiner Versuche bei Madame Barbançon, von der er vermuthen konnte, sie sei theilweise von dem Geheimniß von Frau von Beaumesnil unterrichtet ... „Was Teufels wollen Sie denn mit Ihren spröden, scheuen Geberden? Sie sind wenigstens ebenso häßlich als ich und wir sind Beide nicht geschaffen, um einander in Versuchung zu führen. Ich wiederhole Ihnen zum letzten Mal, ich komme zu Ihnen, um, wenn es immer möglich ist, einer armen interessanten Waise, die Sie kennen müssen, nützlich zu sein, und wenn Sie dieselbe kennen, so fügen sie derselben einen unwiderbringlichen Nachtheil dadurch zu, daß Sie mir nicht sagen, wo sie ist, daß Sie

mir sie nicht auffinden helfen ... Ueberlegen Sie es sich wohl ... Das Schicksal, die Zukunft dieses Mädchens liegen in Ihren Händen ... und Sie haben ein zu gutes Herz, dessen bin ich sicher, um einem würdigen Geschöpf schaden zu wollen, das Ihnen nie das Geringste zu Leid gethan hat."

Herr von Maillefort sprach mit so innigem bewegtem Ton, sein Ausdruck war so fest und so eindringlich, daß Madame Barbançon zum Theil von ihren Vorurtheilen gegen den Marquis zurückkam.

„Nun, mein Herr," sagte sie, „nehmen wir an, ich habe mich getäuscht, wenn ich dachte, Sie wollen mir ein Mährchen vormachen."

„Das ist ein Glück!"

„Doch was das betrifft, daß ich Ihnen ein Wort von dem sage, was ich nicht sagen soll, mein Herr, so mögen Sie thun, was Sie wollen, das wird Ihnen nie gelingen ... Sie sind ein braver Mann und haben nur gute Absichten, das ist wohl möglich, doch ich, ich bin auch eine brave Frau ... ich weiß, was ich zu thun, und besonders, was ich nicht zu sagen habe. Sie könnten mich also viertheilen und würden mir dennoch nicht das kleinste Wörtchen entreißen ... so ist es einmal mit mir, und das ist mein Character."

„Wo Teufels nistet sich denn die Verschwiegenheit vollends ein?" sagte Herr von Maillefort, als er, mit Recht daran verzweifelnd, von der würdigen Haushälterin irgend etwas herauszubringen, Madame Barbançon verließ, und zu seinem Schmerz die Fruchtlosigkeit seiner ersten Nachforschungen über die natürliche Tochter von Frau von Beaumesnil sah.

Dreizehntes Kapitel.

Es waren seit dem Tod von Frau von Beaumesnil zwei Monate vorüber.

Eine große Thätigkeit herrschte in dem Hause des Herrn Baron von la Rochaigue, welcher durch einen, kurz nach dem Tod der Gräfin zusammenberufenen Familienrath zum Vormund von Ernestine von Beaumesnil ernannt worden war.

Meubles schleppend und aufstellend, gingen die Bedienten von Herrn von la Rochaigue hin und her, beaufsichtigt und befehligt von seiner Frau und von ihm, so wie von seiner Schwester, Fräulein Helena von la Rochaigue, einer schwarz gekleideten Dame von ungefähr fünf und vierzig Jahren; ihre beständig niedergeschlagenen Augen, ihr bleiches, mageres Gesicht, ihre schüchterne Physiognomie, ihr bescheidener Gang und die strenge Form ihrer weißen Haube verliehen Fräulein Helena das Aussehen einer Nonne, obgleich sie kein klösterliches Gelübde abgelegt hatte.

Herr von la Rochaigue, ein großer, hagerer Mann, von fünfzig bis sechzig Jahren, hatte eine kahle, zurücklaufende Stirne, eine platt gedrückte Nase, ein ebenfalls zurücklaufendes Kinn und fayenceblaue, hervorstehende Augen; er lächelte beinahe immer und entblößte dadurch sehr weiße, aber zu lange Zähne, welche seinem Gesicht vollends einen der Schafsraçe ähnlichen Charakter verliehen. Der Baron hatte übrigens vortreffliche Formen, während er durch seine Haltung und sogar durch den Schnitt seines Rockes, den er stets sorgfältig bis oben an seine Halsbinde zugeknöpft hatte, bemüht war, sich in eine lebendige Copie das Portrait von Canning, diesem vollkommenen Typus des Gentleman-Staatsmanns, wie der Baron sagte, zu verwandeln. Herr von la Ro-

chaigue war indessen kein Staatsmann, aber seit langer Zeit hoffte er es zu werden; mit einem Wort, das ehrgeizige Trachten nach der Pairie war bei diesem Mann (dem Präsidenten eines Generalraths) zur Manie, zur fixen Idee, zur chronischen und verzehrenden Krankheit geworden. Da er sich für einen unbekannten Canning hielt und sich nicht auf der Tribüne der hohen Kammer zeigen konnte, so ergriff er die geringste Gelegenheit, einen Speach zu halten, wobei er den parlamentarischen Ton und die parlamentarische Haltung bei den unbedeutendsten Gegenständen annahm.

Einer der hervorspringendsten Züge in der Redemanier des Barons war ein übermäßiger Aufwand an Beiwörtern oder Umstandswör:ern, welcher seiner Ansicht nach die Wirkung seiner schönsten Gedanken verdreifachen mußten; doch um uns der Phraseologie des Barons zu bedienen, sagen wir, daß übrigens nichts unbedeutender, trüber und leerer war, als gerade das, was er seinen Gedanken nannte.

Frau von la Rochaigue mochte ungefähr fünf und vierzig Jahre alt sein; sie war hübsch, gefallsüchtig und sehr galant gewesen; ihre Taille war noch schlank; doch die gesuchte, zu jugendliche Zierlichkeit ihres Putzes stand stets in einem ungeschickten Widerspruch mit ihrem reifen Alter.

Die Baronin liebte leidenschaftlich die Vergnügungen, den großen Aufwand und die prachtvollen Feste, und war besonders entzückt, bei solchen Veranlassungen das oberste Präsidium führen zu können; leider entsprachen ihre Einkünfte, obgleich anständig, durchaus nicht ihrem Hang zu ungeheuren Ausgaben; sie hätte sich auch wohl gehütet, sich zu Grunde zu richten. Doch als eine geschickte und sparsame Frau fand sie Mittel und Wege, den hohen Einfluß zu benützen, den eine großartige Existenz verleiht, indem sie sich bei Gelegenheit zur Patronin jener dunkeln unbekannten, aber colossal reichen Fremden machte, welche, nachdem sie einige Jahre in Paris geglänzt haben,

auf immer im Nichts ihres Ruins und der Vergessenheit verschwinden.

Frau von la Rochaigue übernahm es also (wie man im Rothwälsch der guten Gesellschaft sagt), diesen Unbekannten eine Welt zu machen; mit einem Wort, sie schrieb ihnen die Liste der Leute vor, die sie ausschließlich empfangen mußten, wobei sie ihnen nicht einmal einige Einladungen für diejenigen von ihren Freunden oder Landsleuten bewilligte, die sie nicht für würdig hielt, unter der feinen Blüthe der Pariser Aristokratie zu erscheinen.

Der besten Gesellschaft angehörend, brachte die Baronin ihre Clienten in die vornehmste Welt bis zu dem vorhergesehenen Tag des Ruins dieser Fremden; Frau von la Rochaigue blieb also in Wirklichkeit die Gebieterin ihres Hauses; sie ordnete und leitete allein diese Feste, an sie allein endlich wandte man sich, um auf die Listen der Auserwählten gesetzt zu werden, welche zu diesen kostbaren und eleganten Versammlungen berufen waren.

Es versteht sich von selbst, daß sie ihren Clienten die unerläßliche Nothwendigkeit einer Loge in der großen Oper und bei den Italienern fühlbar machte, wo der beste Platz dann ihr vorbehalten war; dasselbe fand bei den Wettrennen von Chantilly und bei einigen Ausflügen in die Seebäder statt; die Clienten mietheten hier ein Haus, schickten Köche, Bedienten, Pferde, Wagen dahin und Frau von la Rochaigue hielt so offene Tafel für ihre Freunde, Alles im Namen der Haushaltung.

In der Gesellschaft, und sogar in der höchsten, herrscht eine so leidenschaftliche und so niedrige Vergnügenssucht, daß diese Gesellschaft, weit entfernt, sich empört zu fühlen, wenn sie eine Frau von hoher Geburt sich der unwürdigen Ausbeutung dieser Unglücklichen, welche eine tolle Eitelkeit zu ihrem Ruine führten, sich hingeben sah, daß diese Gesellschaft, sagen wir, mit Schmeicheleien und Huldigungen Frau von la Rochaigue als die oberste Spenderin dieser glänzenden Feste umgab, und sogar schamloser Weise mit all den Vortheilen prahlte, die sie ihrer eigennützigen Pa=

tronschaft zu verdanken hatte; geistreich, schlau, einschmeichelnd und dabei Alles wohl überlegt, war Frau von la Rochaigue eine von den sieben oder acht Frauen, welche einen wahren Einfluß auf das ausüben, was man in Paris die Welt nennt.

Die drei von uns erwähnten Personen führten die Oberaufsicht bei den letzten Anordnungen einer großen, in der neuesten Zeit völlig ausgebesserten, verzierten, vergoldeten und mit ungeheurer Pracht frisch meublirten Wohnung, welche den ganzen ersten Stock eines im Faubourg-Saint-Germain liegenden Hotels einnahm.

Herr und Frau von la Rochaigue verließen diese Wohnung, um sich im zweiten einzurichten, von dem Fräulein von la Rochaigue einen Theil inne hatte, während der andere bis jetzt als Quartier für den Schwiegersohn und die Tochter von Herrn von la Rochaigue benützt worden war, wenn sie von ihrem Landgut, wo sie sich gewöhnlich aufhielten, nach Paris kamen, um hier einige Monate zuzubringen.

Kurz zuvor noch verfallen und mit einer außerordentlichen Sparsamkeit meublirt, war diese geräumige, nun so glänzende Wohnung für Fräulein Ernestine von Beaumesnil bestimmt; ihre hinreichend wieder befestigte Gesundheit erlaubten ihr nach Frankreich zurückzukehren und sie sollte noch an demselben Tag aus Italien in Begleitung ihrer Gouvernante und eines Geschäftsführers oder Intendanten ankommen, den Herr von la Rochaigue nach Neapel geschickt hatte, um dort die Waise zu holen.

Man kann sich keine Vorstellung machen, welche ängstliche Sorgfalt der Baron, seine Schwester und seine Frau auf die Anordnungen der für Fräulein von Beaumesnil bestimmten Zimmer verwandten.

Die geringsten Umstände verriethen den Eifer, die übertriebene Unterwürfigkeit, um nicht mehr zu sagen, mit der Fräulein von Beaumesnil erwartet wurde . . . Es lag sogar etwas Unheimliches, beinahe Trauriges in dem Anblick so vieler kostbarer, großer Zimmer, welche als Woh-

nung für ein sechzehnjähriges Kind bestimmt waren, das sich in diesen ungeheuren Gemächern verlieren zu müssen schien.

Nachdem Herr von la Rochaigue einen letzten Blick auf diese Vorbereitungen geworfen hatte, versammelte er seine Leute, ergriff diese schöne Gelegenheit, um einen Speach zu halten und sprach folgende merkwürdige Worte mit seiner gewöhnlichen Majestät:

„Ich versammle hier meine Leute, um ihnen zu verkündigen, zu erklären und zu bezeichnen, daß Fräulein von Beaumesnil, meine Muhme und Mündel, diesen Abend ankommen soll; Frau von la Rochaigue und ich gewärtigen . . . wünschen . . . wollen . . . daß unsere Leute mehr zu den Befehlen von Fräulein von Beaumesnil, als zu den unsrigen sein sollen . . . damit sagen wir unsern Leuten, daß sie bei Allem, was ihnen Fräulein von Beaumesnil bedeuten, befehlen, gebieten wird, blindlings, und als ob ihnen diese Befehle von Frau von la Rochaigue oder von mir gegeben worden wären, zu gehorchen haben . . . Ich zähle auf den Eifer, auf den Verstand und auf die Pünktlichkeit meiner Leute . . . Wir werden diejenigen zu erkennen wissen, welche sich voll guten Willens, voll Sorgfalt und Pünktlichkeit gegen Fräulein von Beaumesnil gezeigt haben."

Nach dieser schönen Anrede wurden die Leute entlassen und man gab Befehl in der Küche, beständig einen warmen und einen kalten Imbiß für den Fall bereit zu halten, daß Fräulein von Beaumesnil bei ihrer Ankunft etwas zu sich nehmen wollte.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, sagte Frau von la Rochaigue zu ihrem Gemahl und zu ihrer Schwester:

„Wir müssen nun hinaufgehen, um uns über unser Benehmen noch einmal zu verabreden, und uns das, was wir beschlossen haben, zu wiederholen."

„Ich wollte Ihnen dies eben vorschlagen, meine

Liebe," erwiederte Herr von la Rochaigue, indem er lächelnd auf die allerhöflichste Weise seine Zähne zeigte.

Diese drei Personen durchschritten einen von den Salons, um die für Ernestine bestimmte Wohnung zu verlassen, als einer von den Leuten von Herrn von la Rochaigue erschien und diesem meldete:

„Es ist eine Frauensperson da, welche die Frau Baronin zu sprechen wünscht."

„Wer ist diese Frauensperson?"

„Sie hat mir ihren Namen nicht genannt, doch sie kommt wegen einer Sache, welche eine Beziehung auf die selige Frau Gräfin von Beaumesnil hat."

„Sie mag eintreten," sprach die Baronin.

Dann sich an ihren Gemahl und an ihre Schwägerin wendend:

„Wer kann diese Frauensperson sein?"

„Ich weiß es nicht . . . wir werden es sehen . . ." erwiederte der Baron mit nachdenklicher Miene.

„Irgend eine Forderung vielleicht," fügte Frau von la Rochaigue bei. „Man wird das zu dem Notar schicken müssen, der die Erbschaftsangelegenheit zu besorgen hat."

Bald öffnete der Bediente die Thüre und meldete:

„Mademoiselle Herminie."

Obgleich immer noch reizend, offenbarte doch das hübsche Gesicht der Herzogin, bleich und verstört durch den tiefen Schmerz, den ihr der Tod ihrer Mutter verursachte, eine nur mit Mühe bewältigte Traurigkeit; ihre schönen blonden Haare, die sich gewöhnlich in langen englischen Locken entrollten, lagen nun in platten Bändern um ihre edle Stirne; denn in ihren bittern Kummer versunken, hatte die Arme seit zwei Monaten nicht einen Augenblick an die unschuldigen Coquetterien ihres Alters gedacht. Endlich . . . es sind dies knabenhafte, aber bezeichnende und schmerzliche Einzelnheiten, endlich waren die weißen schönen Hände von Herminie bloß, denn ihre alten, dürftigen, so oft und so geschickt von ihr geflickten

Handschuhe ließen sich nicht mehr anziehen und ihre zunehmende Armuth erlaubte ihr nicht, andere zu kaufen.

Ach! ja . . . ihre Armuth, denn, durch den Tod ihrer Mutter im Herzen getroffen und sechs Wochen lang grausam krank, hatte die Unglückliche ihre Musikstunden, was die einzige Quelle ihrer Einnahmen war, nicht mehr geben können; ihre geringfügigen Ersparnisse waren durch die Kosten ihrer Krankheit aufgebraucht worden; in Erwartung des Ertrags der Lectionen, welche vor wenigen Tagen wieder angefangen hatten, war Herminie genöthigt gewesen, ein silbernes Besteck, das sie zur Zeit ihres Reichthums gekauft, als Pfand nach dem Mont-de-Piété zu bringen, und von der mäßigen Summe dieses Anlehens lebte sie nun mit einer Sparsamkeit, die das Unglück allein lehren kann.

Bei dem Anblick dieses bleichen, schönen jungen Mädchens, dessen Kleider, trotz ihrer ängstlichen Reinlichkeit, eine anständige Armuth bezeichneten, schauten sich der Baron und seine Frau ganz erstaunt an und Frau von la Rochaigue sagte zu Herminie:

„Ich bin Frau von la Rochaigue, Mademoiselle, was steht zu Dienst?"

„Gnädige Frau," antwortete Herminie erröthend, „ich komme, um einem ohne Zweifel unwillkührlichen Irrthum zu begegnen, und Ihnen dieses Billet von fünfhundert Franken zurück zu bringen, das mir heute Morgen von dem Notar der . . . seligen Frau Gräfin von Beaumesnil geschickt worden ist."

Trotz ihres Muthes fühlte Herminie, wie ihr, als sie den Namen ihrer Mutter aussprach, die Thränen in die Augen emporstiegen; doch sie raffte muthig ihre Kräfte zusammen, um ihre Erschütterung zu überwinden und überreichte Frau von la Rochaigue das Bankbillet, das in einen Brief gelegt war, auf dem die Adresse stand:

„An Mademoiselle Herminie, Gesangslehrerin."

Als Frau von la Rochaigue diesen Brief durchlesen hatte, sagte sie:

„Ah! . . . verzeihen Sie, Sie sind es, Mademoiselle, die man zu Frau von Beaumesnil als . . . Tonkünstlerin gerufen hatte?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ich erinnere mich, daß vom Familienrath der Beschluß gefaßt worden ist, Ihnen fünfhundert Franken als Honorar zu schicken; man glaubte, diese Summe wäre . . ."

„Hinreichend . . . entsprechend . . . anständig . . . annehmbar," fügte der Baron, seine Frau unterbrechend, spruchreich bei.

Die Baronin aber fuhr fort:

„Wir können also nicht glauben, Mademoiselle, daß Sie hierher kommen, um eine Forderung zu machen."

„Ich komme, gnädige Frau," erwiederte Herminie mit sanftmüthigem, zugleich aber auch stolzem Tone, „ich komme, um dieses Geld zurück zu geben, denn ich bin bezahlt worden."

Keine von den Personen, welche an dieser Scene Antheil nahmen, vermochte zu fühlen, welch ein bitterer Schmerz in den Worten:

„Ich bin bezahlt worden,"

lag.

Aber die Würde und die Uneigennützigkeit von Herminie, eine Uneigennützigkeit, welche die so augenscheinliche Armuth der Kleidung des jungen Mädchens noch viel bemerkbarer machte, brachten einen ganz besonderen Eindruck auf Frau von la Rochaigue hervor und diese sagte:

„In der That, Mademoiselle, ich kann die Zartheit eines solchen Benehmens nur loben . . . die Familie wußte nicht, daß man Sie schon belohnt hat . . . Doch," fügte die Baronin zögernd bei, denn die natürlich vornehme Miene von Herminie imponirte ihr, „doch ich glaube Sie im Namen der Familie bitten zu dürfen, Sie mögen

diese fünfhundert Franken als eine . . . Gratification behalten."

Und die Baronin reichte das Billet dem Mädchen, während sie abermals einen Blick auf seine armseligen Kleider warf.

Zum zweiten Male stieg die edle Röthe des verwundeten Stolzes Herminie zur Stirne.

Es läßt sich nicht ausdrücken, mit welchem vollkommenen Anstand, mit welcher stolzen Einfachheit das Mädchen Frau von la Rochaigue antwortete:

„Gnädige Frau, wollen Sie dieses großmüthige Almosen für die Personen aufbewahren, welche sich an Ihre Wohlthätigkeit wenden werden."

Dann ohne ein Wort beizufügen, verbeugte sich Herminie vor Frau von la Rochaigue und wandte sich nach der Thüre des Salon.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle," sagte rasch die Baronin, „nur noch ein Wort, ein einziges."

Das Mädchen drehte sich um, ohne ihre bis dahin mühsam zurückgehaltenen Thränen der Demüthigung verbergen zu können, und sprach zu Frau von la Rochaigue, welche plötzlich von einem Gedanken berührt worden zu sein schien:

„Was wünschen Sie, gnädige Frau?"

„Ich bitte Sie vor Allem, Mademoiselle, entschuldigen Sie eine Beharrlichkeit, welche Ihr Zartgefühl verletzen und Sie vielleicht glauben machen konnte, ich wolle Sie demüthigen; doch ich betheure, daß . . ."

„Gnädige Frau, ich glaube nie, daß man mich demüthigen will," antwortete Herminie mit sanftem und festem Tone, ohne Frau von la Rochaigue ihren Satz vollenden zu lassen.

„Und Sie haben Recht, Mademoiselle, das ist ein Gefühl, ganz dem entgegengesetzt, welches Sie einflößen müssen . . . ich habe Sie nun um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Mich, gnädige Frau?"

„Sie geben fortwährend Klavierunterricht?"

„Ja, gnädige Frau."

„Herr von la Rochaigue," und sie deutete auf den Baron, der wie gewöhnlich lächelte, „ist der Vormund von Fräulein von Beaumesnil, welche diesen Abend hier ankommen soll."

„Fräulein von Beaumesnil!" sagte Herminie, in plötzlicher Erschütterung bebend. „Sie kommt hier an? ... heute?"

„Wie die Frau Baronin Ihnen zu sagen die Ehre gehabt hat, erwarten wir diesen Abend Fräulein von Beaumesnil, meine vielgeliebte Verwandtin und Mündel," antwortete der Baron. „Diese Wohnung ist für sie bestimmt," fügte er wohlgefällig in dem prachtvollen Salon umherschauend bei, „es ist eine Wohnung, in jeder Hinsicht würdig der reichsten Erbin Frankreichs, denn es gibt nichts, was zu viel ..."

Die Baronin unterbrach ihn und fügte bei:

„Fräulein von Beaumesnil ist sechzehn Jahre alt, ihre Erziehung ist nicht ganz vollendet ... sie wird mehrere Lehrer nöthig haben ... sollte es Ihnen also zusagen, Mademoiselle, dem Fräulein von Beaumesnil Musikunterricht zu geben, so wäre es uns äußerst angenehm, Ihnen diese Lectionen anvertrauen zu dürfen."

Obgleich sie allmälig das Anerbieten, das ihr die Baronin machen wollte, geahnet hatte, brachte doch der Gedanke, daß ein providencieller Zufall sie in die Nähe ihrer Schwester führen sollte, einen so mächtigen Eindruck auf Herminie hervor, daß sie sich ohne Zweifel verrathen haben würde, hätte nicht der Baron, gierig diese neue Gelegenheit ergreifend, ohne dem Mädchen Zeit zum Antworten zu lassen, indem er seine linke Hand zwischen die Umschläge seines zugeknöpften Rockes senkte, während er seinem rechten Arm eine ganz unerträgliche Pendelbewegung gab, beigefügt:

„Mademoiselle, wenn es für uns eine heilige Pflicht ist, ängstlich ... gewissenhaft ... streng ... vorsichtig

. . . über der Wahl der Lehrer zu wachen, denen wir unsere theure Mündel anvertrauen . . . so ist es für uns auch ein Vergnügen . . . ein Glück . . . eine Befriedigung . . . Personen zu treffen, welche wie Sie, Mademoiselle, in sich alle wünschenswerthen Bedingungen vereinigen, um die Zwecke zu erfüllen, denen sie sich in dem heiligen Interesse der Erziehung und der Familien gewidmet haben."

In einem Zuge und in einem Athem von dem Baron ausgesprochen, welcher, in der Voraussicht der so glühend ersehnten Pairie, stets begierig war, sich in Redekämpfen zu üben, gab dieser Speach Herminie zum Glück Zeit, ihre Kaltblütigkeit wieder zu erringen; sie antwortete der Baronin auch mit einer beinahe ruhigen Stimme:

„Gnädige Frau, ich bin gerührt von dem Vertrauen, das Sie mir bewilligen, und hoffe mich desselben würdig zu zeigen."

„Wohl, Mademoiselle," sprach Frau von la Rochaigue, „da Sie unsern Vorschlag annehmen, so werden wir Sie benachrichtigen lassen, sobald Fräulein von Beaumesnil im Stand ist, ihre ersten Lectionen zu nehmen, denn einige Tage wird sie ohne Zweifel von den Strapazen ihrer Reise ausruhen müssen."

„Ich werde also, um mich bei Fräulein von Beaumesnil einzufinden, warten, gnädige Frau, bis Sie die Güte haben, mir zu schreiben," erwiederte Herminie und verließ den Salon.

Mit welcher Rührung, mit welcher Freude kehrte sie nach ihrer bescheidenen Wohnung zurück!

Sie durfte hoffen, ihre Schwester zu sehen . . . sie oft zu sehen, denn sie rechnete auf alle Mittel ihrer verborgenen Zärtlichkeit, um sich bei Ernestine beliebt zu machen.

Allerdings und aus mächtigen Gründen, geschöpft aus dem, was es Reinstes in der kindlichen Ehrfurcht gibt, was es Zartestes, Erhabenstes in dem edlen Gefühl des Stolzes gibt, mußte Herminie immer ihrer Schwester das geheime Band verschweigen, das sie vereinigte, wi

sie den Muth gehabt hatte, es Frau von Beaumesnil zu verschweigen; aber die Aussicht auf diese vielleicht in kurzer Zeit eintretende Annäherung versetzte Herminie in ein unaussprechliches Entzücken, brachte ihr eine ganz unerwartete Tröstung.

Dann sagte Herminie ihr natürlicher Scharfsinn, in Verbindung mit einem instinctartigen Mißtrauen gegen Herrn und Frau von la Rochaigue, welche sie indessen zum ersten Mal sah, daß dieses sechzehnjährige Mädchen, diese Schwester, die sie liebte, ohne sie zu kennen, ihrer Bevormundung würdigeren Personen hätte anvertraut werden können. Täuschten sie diese Ahnungen nicht, so könnte die Zuneigung, die sie ihrer Schwester einzuflößen hoffte, auf diese einen doppelt heilsamen Eindruck üben.

Brauchen wir noch beizufügen, daß es Herminie trotz ihrer beengten dürftigen Umstände nicht einen Augenblick in den Sinn kam, den beinahe fabelhaften Reichthum, dessen sich ihre jüngere Schwester erfreuen sollte, mit ihrer Lage, mit der Lage der allen Zufällen der Krankheit und der Armuth ausgesetzten Künstlerin zu vergleichen.

Hochherzige und stolze Charactere haben so warme Ausstrahlungen, daß sie zuweilen das Eis der Selbstsucht schmelzen: so hatten in der vorhergehenden Scene die Würde von Herminie, die ausgesuchte natürliche Anmuth ihrer Manieren Herrn und Frau von la Rochaigue, sonst durchaus nicht sehr mitfühlenden Personen, so viel Theilnahme und Achtung eingeflößt, daß sie sich beeilten, dem Mädchen das Anerbieten zu machen, worüber sich diese so glücklich fühlte.

Die Baronin, der Baron und seine Schwester, welche nach dem Abgang von Herminie allein geblieben waren, zogen sich in ihre Wohnung zurück, um hier eine wichtige Berathung über die nahe bevorstehende Ankunft von Ernestine von Beaumesnil zu pflegen.

Vierzehntes Kapitel.

Als Frau von la Rochaigue, ihr Gatte und dessen Schwester in einem Salon des zweiten Stockes versammelt waren, sagte Helena von la Rochaigue, welche seit der Erscheinung von Herminie nachdenkend geschienen hatte, langsam und mit sanftem Tone zu der Baronin:

„Ich glaube, meine liebe Schwägerin, Sie haben Unrecht gehabt, dieses Mädchen als Klavierlehrerin für Ernestine von Beaumesnil anzunehmen."

„Unrecht? und warum?" fragte die Baronin.

„Diese junge Person kommt mir hochmüthig vor," antwortete Helena mit derselben Weichheit, „haben Sie bemerkt, mit welchem erstaunlichen Hochmuth sie das Billet von fünfhundert Franken zurückgab, obgleich die Abgetragenheit ihrer Kleider hinreichend bewies, wie nothwendig sie eine solche Summe hätte."

„Das ist es gerade, was mich rührte," entgegnete Frau von la Rochaigue; „es lag etwas so Interessantes in dieser hoffährtigen Weigerung einer armen Person . . . es war so viel natürliche Würde in ihren Manieren, daß ich gleichsam wider meinen Willen dahin gebracht wurde, ihr das Anerbieten zu machen, das Sie tadeln, meine liebe Schwägerin."

„Die Hoffahrt ist nie interessant, es ist die verdammenswertheste von den sieben Todsünden," erwiederte mit honigsüßem Tone Helena; „die Hoffahrt ist das Gegentheil von der christlichen Demuth, und ich befürchte, der Einfluß dieses jungen Mädchens dürfte verderblich für Ernestine von Beaumesnil sein."

Frau von la Rochaigue lächelte unmerklich und schaute dabei den Baron an; dieser antwortete mit einem leichten Achselzucken, woraus hervorging, daß Beide einen nur

sehr geringen Werth auf die Bemerkungen von Helena legten.

Seit langer Zeit gewöhnt, die Frömmlerin als eine völlige Nulle zu betrachten, dachte der Baron und seine Frau nicht, diese alte Jungfer mit ihrer unstörbaren Sanftmuth, mit ihrem beschränkten Geist, welche nicht zwanzig Worte an einem Tage sprach, dürfte einen Gedanken außerhalb des Bereiches ihrer Andachtsübungen in der Sacristei fassen.

„Wir werden Ihre Bemerkung benützen, liebe Schwägerin," sagte die Baronin zu Helena. „Im Ganzen haben wir nur eine unbedeutende Verbindlichkeit gegen dieses Mädchen eingegangen . . . übrigens führt uns Ihre Bemerkung ganz natürlich auf den Gegenstand unserer Berathung."

Sogleich stand der Baron auf und drehte behende seinen Stuhl um, um sich auf die Lehne zu stützen und so seinen rednerischen Geberden und parlamentarischen Stellungen allen entsprechenden Umfang zu geben. Schon steckte er seine linke Hand unter den Umschlag seines Rockes, schon schaukelte er seinen rechten Arm und schickte sich an zu sprechen, als seine Frau zu ihm sagte:

„Verzeihen Sie, Herr von la Rochaigue, wollen Sie die Güte haben, Ihren Stuhl in Ruhe zu lassen und sich zu setzen. Sie werden Ihre Meinung sagen, ohne sich mit Ihrer Beredtsamkeit in Unkosten zu versetzen . . . sprechen wir ganz einfach, peroriren wir nicht . . . Bewahren Sie die Macht Ihrer Redekunst für die Tribune, auf die Sie unfehlbar kommen werden, heute aber fügen Sie sich darein, wie ein Mann von viel Takt und viel Geist zu sprechen, sonst unterbreche ich Sie jeden Augenblick."

Der Baron kannte aus Erfahrung den tiefen Widerwillen, den seine Frau gegen seine Speaches hatte; er wandte daher mit einer kläglichen Miene seinen Stuhl um und setzte sich seufzend wieder nieder.

Die Baronin nahm das Wort:

„Ernestine kommt diesen Abend an . . . berathen wir uns also über das Benehmen, das wir beobachten wollen."

„Das ist unerläßlich," sprach der Baron, „Alles hängt von unserem Einverständniß ab . . . wir müssen das blindeste . . . das unbeschränkteste . . . das vollste Vertrauen zu einander haben."

„Sonst," versetzte die Baronin, „sonst werden wir alle Vortheile verlieren, die wir von dieser Vormundschaft erwarten dürfen."

„Denn man ist am Ende nicht Vormund zu seinem Vergnügen," sagte der Baron.

„Diese Vormundschaft muß uns im Gegentheil Nutzen und Vergnügen bringen," sprach die Baronin.

„Das ist es, was ich sagen wollte," bemerkte der Baron.

„Ich zweifle nicht daran," erwiederte die Baronin und fügte dann bei:

„Kommen wir zuerst dahin überein, daß wir in dem, was Ernestine betrifft, nie vereinzelt handeln wollen."

„Angenommen," rief der Baron.

„Ganz richtig," sagte Helena.

„Da wir seit langer Zeit durchaus mit der Frau Gräfin von Beaumesnil, deren Character uns stets widerwärtig und unerträglich gewesen ist, gebrochen hatten," fuhr Frau von la Rochaigue fort, „so haben wir jetzt nicht den geringsten gegebenen Einfluß auf die Gefühle von Ernestine . . . Doch zum Glück ist sie erst sechzehn Jahre alt, und in zwei Tagen werden wir sie völlig durchdrungen, durchschaut haben."

„Was das betrifft, verlassen Sie sich auf meinen Scharfsinn," sagte der Baron mit einer macchiavellischen Miene.

„Ich werde allerdings Ihrem Scharfsinn vertrauen, aber auch ein wenig dem meinigen," erwiederte die Baronin. „Wie jedoch der Character von Ernestine beschaffen sein mag, wir haben nichts an unsern Anordnungen zu verändern. Sie mit Aufmerksamkeiten überhäufen, ihren

geringsten Wünschen entgegenkommen, ihre Neigungen belauern, sie befriedigen, ihr schmeicheln, sie bezaubern, mit einem Wort, uns bei ihr beliebt, angebetet machen . . . das ist es, wohin wir kommen müssen, das ist der Zweck . . . Was die Mittel betrifft, so werden wir sie finden, wenn wir die Gewohnheiten und Gefühle von Ernestine kennen lernen."

„Ich fasse die Frage so zusammen . . ." sprach der Baron, der sich nun feierlich erhob. „Vor Allem stelle ich als Thatsache voran . . ."

Doch auf einen Blick seiner Frau setzte sich der Baron sogleich wieder und fuhr bescheiden fort:

„Ernestine muß mit einem Wort nur für uns denken, sehen, handlen . . . das ist das Wichtigste."

„Der Zweck heiligt die Mittel," fügte Helena frommer Weise bei.

„Wir haben übrigens die Sache vollkommen vernünftig und zweckgemäß begonnen," sprach die Baronin, „Ernestine wird uns unfehlbar großen Dank dafür wissen, daß wir in den zweiten Stock gezogen sind, um ihr den ersten des Hotels zu überlassen, der mehr als fünfzigtausend Thaler wiederherzustellen, zu vergolden und für ihren Gebrauch einzurichten, gekostet hat."

„Und diese Vergoldung, diese Einrichtungen werden uns bleiben, wohl verstanden, da das Haus uns gehört," fügte der Baron mit pfiffiger Miene bei, „denn vor Allem mußte man der reichsten Erbin von Frankreich eine anständige Wohnung geben, wie dies im Familienrath beschlossen worden ist."

„Kommen wir nun zu der wichtigsten, zartesten Frage," sprach die Baronin, „zu der Frage der Bewerber, die sich unzweifelhaft von allen Seiten erheben werden . . ."

„Das ist gewiß," sagte der Baron, der es vermied, seine Frau anzuschauen.

Helena sprach nicht ein Wort, doch sie schien ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln.

Die Baronin fuhr fort:

„Ernestine ist sechzehn Jahre alt, sie ist im Alter sich zu verheirathen ... unsere Stellung bei ihr wird uns auch ein ungeheures Ansehen in der Welt geben, denn man wird glauben ... (und darin wird man sich nicht täuschen), wir haben den entschiedensten Einfluß auf die Wahl unserer Mündel."

„Das ist noch das Geringste," sagte der Baron.

„Dieses Ansehen haben wir, seitdem wir die Vormundschaft übernommen, schon so sehr erlangt, daß viele Leute und zwar Leute von hoher Bedeutung, was ihre Stellung oder ihre Geburt betrifft, täglich alle möglichen Schritte bei mir thun und sich sogar allen möglichen Erniedrigungen unterziehen, um sich bei mir in Gunst zu setzen; wir können also einen ungeheuren Vortheil aus einer solchen Kundschaft ziehen."

„Und bei mir," sprach der Baron, „bei mir haben Personen, die ich seit Jahrhunderten nicht mehr sah, mit denen ich kalt oder sogar auf einem schlechten Fuß stand, tausend Niederträchtigkeiten begangen, um ihr altes Verhältniß zu mir wiederherzustellen. Kürzlich bildete man bei Frau von Mirecourt einen gedrängten Kreis um mich, ich war buchstäblich umzingelt ... belagert ... erdrückt."

„Sogar," fuhr die Baronin fort, „sogar der boshafte Marquis von Maillefort, den ich immer gehaßt habe ..."

„Sie haben Recht!" rief der Baron, seine Frau unterbrechend; „ich kenne nichts Höhnischeres, Widerwärtigeres, Frecheres, als diesen höllischen Buckeligen."

„Ich habe ihn zweimal gesehen," sagte Helena mit frommem Tone, „alle Laster sind ihm auf das Gesicht geschrieben; er hat ganz das Aussehen eines Satans."

„Nun!" sagte die Baronin, „eines Tags fällt dieser Satan wie eine Wolke mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit bei mir ein, obgleich er seit fünf bis sechs Jahren unsere Schwelle nicht betreten hat ... und er ist seitdem wiederholt am Morgen wieder hier gewesen."

„Ich hoffe wohl, daß dieser Ihnen schmeichelt und

bei Ihnen fuchsschwänzt," sprach der Baron, „das geschieht nicht für seine Rechnung . . . wenn er sich nicht ganz gewaltig täuscht."

„Offenbar," erwiederte die Baronin; „ich bin auch überzeugt, daß Herr von Maillefort sich uns mit einem Hintergedanken, in irgend einer Absicht genähert hat; ich erkläre Ihnen aber, daß ich diesen Hintergedanken ergründen werde, und daß er bei mir mit seiner Absicht nicht durchdringen wird."

„Verfluchter Buckeliger! es bringt mich in Verzweiflung, daß ich diesen Menschen wieder hieherkommen sehen soll," rief Herr la Rochaigue, „er ist mir unausstehlich, ich hasse ihn, ich verabscheue ihn."

„Ei, mein Gott!" versetzte die Baronin ungeduldig, „mag man den Marquis auch hassen und verabscheuen, so muß man ihn doch nichtsdestoweniger dulden . . . Und überdies, wenn uns ein Mann von einer solchen Stellung so entgegenkommt, wie wird es erst mit den anderen sein. Dies beweist vor Allem unsern Einfluß. Wir müssen auf mehr als eine Art unsern Nutzen daraus zu ziehen wissen und ist die erste Frucht, die wir gemahlen haben, erschöpft, so müßten wir äußerst ungeschickt sein, wenn wir Ernestine nicht zu einer für uns sehr vortheilhaften Wahl veranlassen würden."

„Sie stellen die Frage vortrefflich, meine Liebe," sagte der Baron, seine Aufmerksamkeit verdoppelnd, während Helena, nicht minder interessirt, ihren Stuhl dem ihres Bruders und seiner Frau näherte.

„Sollen wir nun," fuhr die Baronin fort, „sollen wir den Augenblick, wo Ernestine eine Wahl treffen muß, beschleunigen oder verzögern?"

„Eine sehr wichtige Frage!" sprach der Baron.

„Meiner Ansicht nach wäre jeder Entschluß in dieser Hinsicht mindestens auf sechs Monate zu vertagen," sagte die Baronin.

„Das ist auch meine Meinung," rief der Baron, als

ob ihm die Absichten seiner Frau eine geheime Freude gewährten.

„Ich denke durchaus wie Du, mein Bruder, und wie Sie, meine Schwägerin," sagte Helena, welche schweigsam, aber tief nachdenkend, mit niedergeschlagenen Augen zuhörte und nicht ein Wort von dieser Unterredung verlor.

„Vortrefflich," sprach die Baronin, offenbar sehr zufrieden über diese Einhelligkeit, „wenn wir uns immer so verständigen, werden wir diese Angelegenheit zu einem guten Ziele führen, denn es versteht sich von selbst, daß wir uns förmlich schwören," fügte die Baronin mit einem feierlichen Tone bei, „daß wir uns im Namen unserer theuersten Interessen schwören, keinen Bewerber um die Hand von Ernestine anzunehmen, ohne uns gegenseitig davon zu benachrichtigen und darüber in Einklang zu setzen."

„Vereinzelt und insgeheim handeln, wäre ein unwürdiger ... schändlicher ... furchtbarer Verrath," rief der Baron, der sich schon bei dem Gedanken an eine solche Ungeheuerlichkeit zu empören schien.

„Jesus, mein Gott!" sprach Helena die Hände faltend, „wem könnte eine solche gemeine Verrätherei einfallen!"

„Das wäre eine Schändlichkeit," sagte ihrerseits die Baronin, „und mehr als eine Schändlichkeit ... eine große Ungeschicklichkeit. Je stärker wir durch die Einhelligkeit sein werden, desto schwächer wären wir, wenn wir uns theilen würden."

„Die Einigkeit bildet die Stärke," sagte der Baron.

„Wenn wir also unsern Entschluß nicht in Folge einer zwischen uns dreien getroffenen Verabredung ändern, so vertagen wir auf sechs Monate jeden Heirathsplan für Ernestine, damit wir Zeit haben, unsern Einfluß gehörig auszubeuten."

„Nachdem über diese Punkte Beschluß gefaßt ist," fuhr die Baronin fort, „kommen wir zu einem andern sehr ernsten Punkt: sollen wir Ernestine ihre Gouvernante

lassen, oder sollen wir sie ihr nicht lassen? Diese Madame Lainé steht, soweit ich Auskunft über sie erhalten konnte, ein wenig über der Classe der gewöhnlichen Kammerfrauen; sie ist seit zwei Jahren bei Ernestine und muß also einen gewissen Einfluß über sie ausüben."

„Ein Gedanke," rief der Baron mit der Miene tiefen Scharfsinns, „man muß der Gouvernante ihr Ansehen benehmen! man muß sie im Geiste von Ernestine zu Grunde richten ... Das wäre sehr stark!"

„Das wäre sehr schwach," entgegnete die Baronin.

„Aber meine Liebe ..."

„Aber mein Herr, es handelt sich ganz einfach darum, diesem Einfluß eine Richtung zu unserem Vortheil zu geben; die Gouvernante von unserer Verfügung abhängig zu machen, es dahin zu bringen, daß sie nur nach unsern Instructionen handelt." „Dann wird uns dieser immerwährende Einfluß, statt uns furchtbar zu sein, mächtig unterstützen können."

„Das ist richtig," bemerkte Helena.

„Es ist wahr," sprach der Baron nachdenkend, „die Gouvernante kann sehr nützlich ... sehr ersprießlich ... sehr zweckdienlich sein. Doch wenn sie sich weigerte, unsern Interessen zu entsprechen, oder wenn unsere Versuche diese Frau für uns zu gewinnen, das Mißtrauen von Ernestine erregen würden? ..."

„Man muß sich hiebei vor Allem geschickt benehmen, und das ist meine Sache," sagte die Baronin. „Fühlen wir, daß wir diese Frau nicht gewinnen können, so werden wir auf den Gedanken von Herrn la Rochaigue zurückkommen und der Gouvernante ihr Ansehen zu benehmen wissen."

Dieses Gespräch wurde von einem der Leute des Hauses unterbrochen, der Frau von Rochaigue meldete:

„Frau Baronin, der Courier, der dem Wagen von Fräulein von Beaumesnil voraneilt, ist so eben im Hofe vom Pferd gestiegen ... er hat nur eine halbe Stunde voraus."

„Geschwinde, geschwinde ... an unsere Toilette,“ sagte die Baronin, sobald der Bediente weggegangen war. Dann fügte sie, als hätte sie es sich genauer überlegt, bei:

„Aber, ich bedenke ... wir haben als Verwandte sechs Wochen Trauer um die Gräfin getragen ... es würde vielleicht eine gute Wirkung hervorbringen, wenn wir diese Trauer noch trügen? Alle Leute von Ernestine sind schwarz gekleidet und unsern Befehlen gemäß wird man ihre Wagen schwarz ausschlagen ... befürchten Sie nicht, es dürfte, wenn ich mich in der ersten Zeit farbig kleiden würde, der Kleinen widrig erscheinen?“

„Sie haben Recht, meine theure Freundin,“ antwortete der Baron, „legen Sie wieder Ihre Trauer an ... und wäre es nur auf vierzehn Tage.“

„Das ist ziemlich unangenehm,“ sagte die Baronin, „denn Schwarz steht mir abscheulich ... Doch es gibt Opfer, die man sich auferlegen muß. Was unsere Uebereinkunft betrifft,“ fügte die Baronin bei, „kein vereinzelter Schritt, kein Geheimniß in Beziehung auf Ernestine ... das ist geschworen.“

„Es ist geschworen,“ sprach der Baron.“

„Es ist geschworen,“ sagte Helena.

Hienach trennten sich die drei Personen, um ihre Abendtoilette zu machen, und kehrten in ihre Zimmer zurück.

Sogleich, nachdem sie Herr von la Rochaigue und seine Schwester verlassen hatte, schloß sich die Baronin in ihrem Zimmer ein und schrieb in Eile ein also abgefaßtes Billet:

„Meine liebe Julie, die Kleine kommt diesen Abend an. Ich werde morgen Vormittag um zehn Uhr bei Ihnen sein, wir haben keinen Augenblick zu verlieren ... Benachrichtigen Sie die **bewußte Person**, wir müssen uns verständigen.

Stillschweigen ... und Mißtrauen.

L. von L. R.“

Auf dieses Billet schrieb die Baronin folgende Adresse:

„An die Frau **Vicomtesse von Mirecourt.**"

Dann rief sie ihrer Kammerjungfer, übergab ihr den Brief und sagte:

„Mademoiselle, sogleich während wir bei Tische sind, tragen Sie dies zu Frau von Mirecourt. Sie nehmen einen Spitzencarton mit, als ob Sie einen Auftrag für meine Toilette zu besorgen hätten."

Beinahe in demselben Augenblick schrieb der Baron, der sich doppelt einschloß, folgenden Brief:

„Herr von la Rochaigue bittet den Herrn Baron von Ravil, ihn in seinem Hause zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags erwarten zu wollen; diese Zusammenkunft ist dringend.

„Herr von la Rochaigue rechnet auf die Pünktlichkeit von Herrn von Ravil und versichert ihn seiner ausgezeichneten Hochachtung."

Als Adresse dieses Billets schrieb der Baron:

„An den Herrn Baron von Ravil, Rue Godot-de-Mauroy."

Dann sagte er zu seinem Kammerdiener:

„Sie lassen dieses Billet sogleich durch irgend Jemand in den Briefkasten der Post werfen."

Fräulein Helena endlich, welche dieselben Vorsichtsmaßregeln nahm, wie Herr und Frau von la Rochaigue, schrieb insgeheim wie diese, folgenden Brief:

„Mein lieber Abbé, verfehlen Sie nicht morgen früh um zehn Uhr zu kommen, es ist gerade unser Besprechungstag.

„Gott sei mit uns . . . **Die Stunde ist gekommen.** Beten Sie für mich, wie ich für Sie bete.

H. von L. R."

Auf dieses Billet schrieb Helena die Adresse:

„An den Herrn Abbé Ledoux, Rue de la Planche.“

Fünfzehntes Kapitel.

Am Tage nach der Berathung der Familie la Rochaigue fielen drei wichtige Scenen bei verschiedenen Personen vor.

Die erste fand bei dem Abbé Ledoux statt, den wir Frau von Beaumesnil die Sterbesacramente haben reichen sehen.

Der Abbé war ein kleiner Mann mit einem freundlichen Lächeln, mit feinem, durchdringendem Auge und grauen, leicht gepuderten Haaren.

Er ging mit unruhiger, bewegter Miene in seinem Schlafzimmer auf und ab, schaute von Zeit zu Zeit auf seine Pendeluhr und schien irgend Jemand voll Ungeduld zu erwarten.

Man vernahm den Ton einer Klingel, eine Thüre öffnete sich, und ein Bedienter in der Haltung eines Meßners meldete Herrn Celestin von Macreuse.

Dieser fromme Gründer des Werkes vom heiligen Polykarp war ein großer junger Mann von guten Manieren, mit halbblonden Haaren, dessen volles, farbiges, dabei aber ziemlich regelmäßiges Gesicht, ohne einen merkwürdigen Ausdruck süßlicher Falschheit und anmaßlicher Heuchelei für schön hätte gelten können.

Als Herr von Macreuse eintrat, küßte er christlich

den Abbé Ledoux auf beide Wangen; der Abbé gab ihm nicht minder christlich seine Küsse zurück und sprach:

„Sie kennen sich keinen Begriff machen, mein lieber Celestin, mit welcher Ungeduld ich Sie erwartete . . ."

„Es war heute Sitzung des Werkes, Herr Abbé, eine äußerst stürmische Sitzung; Sie kennen sich den Geist der Verblendung und des Aufruhrs dieser Unglücklichen nicht denken . . . Ah! welche Mühe hat man, um diesen viehisch rohen Arbeitern begreiflich zu machen, wie viel Unschätzbares, unaussprechlich Göttliches aus dem Gesichtspunkte ihrer Erlösung betrachtet, in dem grausamen Elend liegt, in dem sie leben. Doch nein, statt sich sehr zufrieden mit dieser Hoffnung auf ihr Heil zu fühlen, statt die Augen zum Himmel aufgeschlagen einherzugehen, schauen sie beharrlich nach dem, was auf der Erde vorfällt, vergleichen sie ihre Lebenslage mit anderen Lagen, sprechen sie von ihren Rechten auf Arbeit, auf Glück . . . auf Glück!! was abermals eine Ketzerei ist! . . . Oh! man möchte darüber verzweifeln!"

Der Abbé Ledoux hörte Celestin zu und schaute ihn lächelnd an, denn er dachte in seinem Innern an die Ueberraschung, die er ihm zu bereiten im Begriff war.

„Und wissen Sie, was vorfiel, während Sie diesen Elenden so weise das Losreissen von den irdischen Dingen predigten, wissen Sie, was während dieser Zeit vorfiel, mein lieber Celestin?" sagte der Abbé zu dem frommen jungen Mann. „Ich sprach über Sie mit Fräulein Helena von la Rochaigue . . . und wissen Sie, was der Gegenstand unserer Unterredung war? Die Ankunft der kleinen Beaumesnil."

„Was sagen Sie!" rief Herr von Macreuse, der vor Erstaunen und Hoffnung purpurroth wurde, „Fräulein von Beaumesnil?"

„Ist seit gestern Abend in Paris."

„Und Fräulein von la Rochaigue?"

„Hegt immer noch dieselbe Gesinnung für Sie, mein Lieber, und ist bereit zu Allem, um es zu verhindern, daß

diese ungeheure Erbschaft in schlechte Hände fällt ... Ich habe die theure Person diesen Morgen gesehen; wir haben mit einander Abrede getroffen, und es wird nicht unsere Schuld sein, wenn Sie Fräulein von Beaumesnil nicht heirathet."

„Ah! wenn sich dieser schöne Traum verwirklichte!" rief Herr von Macreuse mit zitternder Stimme, während er dem Abbé die Hände drückte; „Ihnen hätte ich dieses unberechenbare, ungeheure Vermögen zu verdanken."

„So, mein lieber Celestin, werden die frommen jungen Leute belohnt, welche in diesem verkehrten, verdorbenen Jahrhundert ein Beispiel katholischer Tugenden geben," sprach der Abbé mit einer heiteren Miene.

„Ah!" rief Celestin mit dem Ausdruck glühender Gierde, „ein solches Vermögen ist gleichsam ein goldener Horizont und ich bin ganz davon geblendet."

„Dieses arme Kind, wie aufrichtig es das Gold liebt," sagte der Abbé, mit väterlichem Wohlwollen lächelnd, und knipp dabei Celestin in seine gerundeten Backen; „denken wir also an das Solide und raisonniren wir auf eine bündige Weise ... Leider konnte ich die hartnäckige Frau von Beaumesnil nicht bestimmen, Sie ihrer Tochter durch eine Art von Testament zur Wahl zu bezeichnen: so wäre die Sache mit Sicherheit abgethan gewesen. Stark durch den letzten Willen einer sterbenden Mutter, würden wir, Fräulein von la Rochaigue und ich, die Kleine in die Mitte genommen haben ... und diese hätte aus Ehrfurcht vor dem Andenken ihrer Mutter zu Allem eingewilligt ... Das war herrlich, das ging von selbst und ohne daß irgend ein Widerspruch, ein Streit möglich geworden wäre ... Aber hieran ist nun nicht mehr zu denken ..."

„Warum ist nicht mehr daran zu denken?" sagte Herr von Macreuse mit einem gewissen Zögern, indem er eine Secunde lang seine klaren, durchdringenden Augen auf die des Abbé heftete.

Dieser schaute ihn ebenfalls fest an.

Celestin schlug die Augen nieder und sprach lächelnd:

„Wenn ich sagte, wir müßten vielleicht nicht auf die Unterstützung verzichten, welche eine Art von Testament von Frau von Beaumesnil unseren Plänen gewährt hätte, so war dies eine einfache Supposition . . ."

„Eines Testaments?" fragte der Abbé, der seinerseits die Augen unter dem keck bestätigenden Blicke von Celestin niederschlug.

Es trat ein neues Stillschweigen ein, nach welchem der Abbé, als ob dieser letzte Zwischenfall das Gespräch nicht unterbrochen hätte, fortfuhr:

„Wir müssen also einen neuen Feldzug beginnen: die Umstände sind uns günstig, wir kommen den Andern zuvor, da der Baron und seine Frau noch Niemand . . . für Ernestine von Beaumesnil im Auge haben, wie mich Fräulein von la Rochaigue versichert, die ganz und gar für uns ist . . . Was ihren Bruder und seine Frau betrifft, so sind dies sehr selbstsüchtige, sehr habgierige Leute; es ist daher nicht zweifelhaft, daß sie sich, sobald wir die Sache einmal so angesponnen haben, daß sie befürchten müssen, es werde uns gelingen, auf unsere Seite schlagen, wohlverstanden, wenn sie solide Vortheile dabei finden, und nichts kann in der That leichter sein, als ihnen diese Vortheile zu sichern; doch wir müssen uns vor Allem einer so starken Stellung bemächtigen, daß wir dadurch Herren der Bedingungen werden."

„Und wann und auf welche Art wird man mich Fräulein von Beaumesnil vorstellen, Herr Abbé?"

„Diese ernste und dringende Frage hat uns, Fräulein Helena und mich, sehr beschäftigt; eine officielle Vorstellung ist offenbar durchaus unmöglich: man würde dadurch Verdacht bei dem Baron und seiner Frau in Beziehung auf unsere Absichten erwecken und dadurch Alles gefährden; es bedarf daher der Geheimhaltung, es bedarf mysteriöser Wege und der Ueberraschung, um die Neugierde, die Theilnahme von Fräulein von Beaumesnil rege zu machen; soll diese Vorstellung die gewünschte Wirkung

hervorbringen, so muß sie aus dem Gesichtspunkte des Characters dieses jungen Mädchens studiert werden."

Celestin schaute den Abbé mit erstaunter, fragender Miene an.

„Lassen Sie mich machen, armes Kind," sagte der Abbé mit dem Tone liebevoller, väterlicher Ueberlegenheit; „wir kennen die Menschen an den Fingern auswendig; nach den Erkundigungen, die ich einziehen konnte, und besonders nach den Bemerkungen von Fräulein Helena, deren Scharfsinn in Beziehung auf gewisse Gegenstände eben so rasch, als sicher ist, muß die kleine Beaumesnil sehr religiös und sehr mildherzig sein. Und eine Eigenthümlichkeit, deren Kenntniß sehr ersprießlich sein kann, ist es bei Fräulein von Beaumesnil, daß sie ihre Andacht vorzugsweise am Altar Mariä verrichtet . . . eine Vorliebe, welche bei einem jungen Mädchen ganz natürlich ist."

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie unterbreche, Herr Abbé," sagte Celestin lebhaft.

„Reden Sie, mein liebes Kind."

„Herr und Frau von la Rochaigue beobachten ihre religiösen Pflichten nicht sehr regelmäßig; doch, nicht wahr, Fräulein Helena versäumt nie einen Gottesdienst?"

„Gewiß nie."

„Sie kann es also auf eine ganz natürliche Weise übernehmen, Fräulein von Beaumesnil in die Kirche von Saint-Thomas-d'Aquin zu führen, was die Pfarre ist, zu der sie gehört?"

„Allerdings."

„Und es wird gut sein, wenn Fräulein Helena von Morgen an ihre Andacht an dem Altar Mariä verrichtet, wohin sie Morgens um neun Uhr ihre Mündel führen wird."

„Das ist sehr leicht . . ."

„Diese Damen werden, denke ich, links vom Altar Platz nehmen . . ."

„Links vom Altar . . . und warum dies, Celestin?"

„Weil ich dort sein und meine Andacht an demselben Altar verrichten werde, wie Fräulein von Beaumesnil."

„Vortrefflich!“ sagte der Abbé, „das geht ganz von selbst . . . Fräulein Helena übernimmt es, die Aufmerksamkeit der Kleinen auf Sie zu lenken, und schon bei der ersten Zusammenkunft haben Sie eine bewunderungswürdige Stellung . . . Das ist ausgezeichnet gut ersonnen, mein lieber Celestin.“

„Schreiben Sie mir nicht den Ruhm dieser Erfindung zu, Herr Abbé,“ sagte Celestin mit einer ironischen Bescheidenheit, „geben wir dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

„Und welchem Kaiser soll ich den glücklichen Gedanken dieser ersten, so geistreich vorbereiteten Zusammenkunft zuschreiben?“

„Demjenigen, welcher folgende Verse gemacht hat, Herr Abbé.“

Und Herr von Macreuse sprach mit einem höhnischen Ausdruck:

O! hättest Du ihn da und so wie ich ihn fand gesehen,
Es könnte nicht Dein Herz der Freundschaft widerstehen;
Wenn in der Kirch auf beide Knie' geworfen jeden Tag
Holdselig lächelnd er vor mir in Andacht lag,
Wenn mächtig er ergriff die ganze Christenheerde,
Durch sein Gebet entrückt zum Himmel von der Erde.

„Es ist für Alles vorhergesehen, bis auf das Weihwasser, das man ihr zu bieten hat,“ fügte Herr von Macreuse bei. „Und man sage noch, die Werke dieses gottlosen, dieses frechen Histrionen haben nicht ihre Moral!“

„Meiner Treue,“ erwiederte der Abbé mit einem schallenden Gelächter, „das ist guter Krieg. Möchte der Himmel die gute Sache triumphiren lassen, welche Waffen auch dabei angewendet werden! Auf, mein lieber Celestin, Muth gefaßt, wir sind auf vortrefflichem Wege: Sie sind gewandt, einschmeichelnd, hartnäckig, mehr als irgend Jemand im Stand, diese Waise durch die Ohren und durch die Augen zu verführen, wenn sie Sie nur anhört und

sieht; und in dieser Hinsicht seien Sie immerhin auf Ihre Toilette bedacht, verwenden Sie mehr Sorgfalt darauf; nichts Gesuchtes, nichts Auffallendes, aber Geschmack, eine sehr elegante Einfachheit; ... schauen Sie mich ein wenig an ... Ja," sprach der Abbé, nachdem er ihn eine Minute betrachtet hatte; „es wäre mir lieber, wenn Sie Ihren Haaren, statt sie glatt zu tragen, eine leichte Kräuselung geben würden. Man fängt die Mädchen nicht mit den Worten allein!"

„Seien Sie unbesorgt, Herr Abbé, ich verstehe alle diese Nuancen; die großen Erfolge erlangt man häufig durch kleine Mittel. Ah! hier wäre ein günstiger Erfolg die schönste, die glänzendste Zukunft, die ein Mensch zu träumen vermöchte!" rief Celestin, dessen klare Augen in einem glühenden Glanze leuchteten.

„Und dieser günstige Erfolg muß Ihnen zu Theil werden," sprach der Abbé; „alle unsere Mittel und Wege (und diese sind ungeheuer und unendlich mannigfaltig,) werden wir zu diesem Behufe anwenden."

„Ah! Herr Abbé, wie viel würde ich Ihnen nicht schuldig sein?" erwiederte Celestin mit salbungsreichem Ton.

„Uebertreiben Sie nicht, was Sie mir schuldig sein werden, unschuldiger Junge," versetzte der Abbé lächelnd; „Sie sind nicht allein bei dem guten Ausgang dieser Sache betheiligt."

„Wie so, Herr Abbé?"

„Ei gewiß, Ihr Sieg wäre von ungeheurem Belang, von unberechenbarem Einfluß ... ja, aber diesen schönen Herrchen, welche die starken Geister spielen ... allen diesen Lauen, allen diesen Gleichgültigen, die uns nicht kräftig genug unterstützen, würde Ihr Sieg mit goldenen Buchstaben, mit blendenden Charakteren beweisen, was man gewinnt, was man stets mit uns, für uns und durch uns ist ... Dies war, wie ich glaube, schon ein wenig durch die für ihr Alter ... und für ... ihre ... unbekannte Geburt, bedeutende und unerwartete Stellung dar-

gethan," fügte der Abbé leiser und unmerklich erröthend bei, während Celestin dieselbe Verlegenheit zu theilen schien.

Dann fuhr der Priester fort:

„Ah! mein lieber Celestin, während diese neidischen, unverschämten, vornehmen Herrchen ihre Börse und ihre Gesundheit in schmutzigen Orgien, in albernen, geräuschvollen Vergnügungen ruiniren, werden Sie, mein liebes Kind, der Sie, man weiß nicht woher gekommen sind, der Sie, man weiß nicht von wem patronisirt, begünstigt, vorwärts gebracht, in die Höhe gehoben worden ist, im Schatten, in der Stille ihren Weg machen, und bald wird die Welt erstaunen über ihr unbegreifliches, beinahe furchtbares Glück."

„Ah! glauben Sie, Herr Abbé, daß meine Dankbarkeit . . ."

Der Abbé unterbrach Herrn von Macreuse und sagte mit einem seltsamen Lächeln:

„Sprechen Sie nicht so beharrlich von Ihrer Dankbarkeit ... man kann nicht undankbar gegen uns sein ... Sie mögen sich wohl denken, daß wir keine Kinder sind. Wie nehmen unsere Sicherheiten . . ."

Und eine Bewegung von Herrn von Macreuse erwiedernd, fügte der Abbé bei:

„Und welche Sicherheiten sind dies . . . Das Herz und der Geist von denjenigen, welchen wir uns widmen."

Mit einer stets väterlicher Miene knipp der Abbé den frommen jungen Mann in's Ohr und fuhr fort:

„Nun zu etwas Anderem, was nicht minder wichtig ist. Wer nur eine Glocke hört, hört nur einen Ton. Allerdings wird Fräulein Helena nicht müde werden, bei der kleinen Beaumesnil von Ihnen zu sprechen, sobald diese Sie einmal bemerkt hat. Fräulein von la Rochaigue wird unablässig Ihre Tugenden, Ihre Frömmigkeit, die engelische Sanftmuth in Ihrem Gesicht, die liebliche Bescheidenheit Ihrer Haltung rühmen . . . Sie wird Alles thun, um auf den höchsten Grad den Geist dieses Kindes in Beziehung auf Ihre Person zu steigern, zu exaltiren; doch

es wäre von einer vortrefflichen, vielleicht entscheidenden Wirkung, wenn diese auf Sie bezüglichen Lobeserhebungen anderswo ein Echo fänden, und von Personen wiederholt würden, deren Worte durch die Stellung, die sie einnehmen, ein großes Gewicht bei der kleinen Beaumesnil hätten, welche darauf, daß sie Sie so einstimmung loben hören würde, stolz werden müßte."

„Das ist wahr, Herr Abbé, das wäre ein Meisterstreich."

„Nun, so lassen Sie hören, Celestin, wer ist unter Ihren Freundinnen, unter ihren Lobrednerinnen, unter den fanatischen weiblichen Personen Ihres Umgangs, diejenige Frau, welche man Ihrer Ansicht nach bitten könnte, den so zarten Auftrag zu übernehmen . . . Frau von Franville etwa?"

„Sie ist zu dumm," antwortete Celestin.

„Frau von Bonrepos?"

„Sie ist zu schwatzhaft und zu sehr verschrieen."

„Madame Lefebure?"

„Sie ist zu bürgerlich."

Nach einem langen Stillschweigen fuhr Celestin fort: „Es gibt nur eine Frau, auf deren Verschwiegenheit und Freundschaft ich zählen könnte, um sie um einen solchen Dienst zu bitten, das ist die Frau Herzogin von Senneterre."

„Das wäre ganz vortrefflich, denn die Herzogin hat einen außerordentlichen Einfluß in der Gesellschaft," erwiederte der Abbé nachdenkend, „und ich glaube, daß Sie sich nicht täuschen. Ich habe mehrere Male gehört, wie sie Sie mit einer unglaublichen Wärme vertheidigte oder lobte, wobei Sie es laut bedauerte, daß ihr Sohn Gerald . . . der schamlose Wüstling . . . der gottlose Libertin . . . Ihnen nicht gleiche."

Bei dem Namen Gerald zog sich das ganze Gesicht von Herrn von Macreuse zusammen, und er antwortete mit gedrängtem Haß:

„Dieser Mensch hat mich im Angesicht Aller beleidigt. Oh! ich werde mich rächen . . ."

„Kind," entgegnete der Abbé, immer lächelnd und väterlich, „die Rache muß man kalt essen, sagt das römische Sprüchwort und es hat Recht . . . Erinnern Sie sich dessen und warten Sie . . . Haben Sie nicht schon einen großen Einfluß auf seine Mutter?"

„Ja, ja," sagte Celestin, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte. „Je mehr ich es mir überlege, desto mehr glaube ich aus tausend Gründen, daß es Frau von Senneterre ist, an die ich mich wenden muß. Schon oft konnte ich mich von der Innigkeit der Theilnahme überzeugen, die sie für mich hegt . . . Das Vertrauen, das ich ihr bei dieser Gelegenheit beweise, wird sie rühren, daran zweifle ich nicht. . . Was die Mittel betrifft, sie mit Fräulein von Beaumesnil in Verbindung zu bringen, so werde ich mich mit ihr darüber verständigen . . . das wird, wie ich denke, leicht sein."

„In diesem Fall müßten Sie die Herzogin so bald als möglich besuchen."

„Es ist erst halb zwei Uhr," sagte Celestin, nach der Pendeluhr schauend. „Man trifft häufig Frau von Senneterre zwischen ein und zwei Uhr zu Hause . . . das ist ein Vorrecht, das nur ihren Vertrauten zusteht . . . ich eile auf der Stelle zu ihr."

„Während Sie sich zu ihr begeben, mein lieber Celestin," sprach der Abbé, „überlegen Sie sich wohl, ob Sie nichts Ungeeignetes in dieser Eröffnung finden . . . Ich, was mich betrifft, mag immerhin nachdenken . . . Ich sehe nur Vortheilhaftes darin."

„Und ich auch, Herr Abbé; nichts desto weniger werde ich mein Vorhaben noch einmal prüfen. Im Uebrigen sind wir einig. Morgen um neun Uhr links vom Altar der Capelle der Jungfrau . . . in Saint-Thomas-d'Aquin."

„Abgemacht," sagte der Abbé; „ich werde Fräulein Helena von dem, was wir verabredet haben, in Kenntniß

setzen; morgen um neun Uhr wird sie mit Fräulein von Beaumesnil in der Capelle sein . . . dafür kann ich zum Voraus stehen . . . Nun aber eilen Sie zu Frau von Senneterre."

Nachdem er zum letzten Mal mit dem Abbé Ledoux die christliche Umhalsung ausgetauscht hatte, begab sich Celestin zu der Frau Herzogin von Senneterre.

Sechzehntes Kapitel.

Am Morgen desselben Tages, an dem die vorhergehende Unterredung zwischen dem Abbé Ledoux und Herrn von Macreuse stattgefunden hatte, fuhr die Frau Herzogin von Senneterre, der ein sehr dringender Brief zugekommen war, wider ihre Gewohnheit um zehn Uhr aus; als sie gegen halb zwölf Uhr zurückkam, ließ sie sogleich ihren Sohn Gerald rufen. Der Kammerdiener des jungen Mannes antwortete der Kammerjungfer von Frau von Senneterre, der Herr Herzog habe nicht im Hotel geschlafen.

Gegen Mittag ging eine neue und ungeduldige Botschaft von der Herzogin ab . . . Ihr Sohn war noch nicht zurückgekehrt; endlich um halb ein Uhr erschien Gerald bei seiner Mutter; er wollte sie mit einer liebevollen Herzlichkeit umarmen, doch die Herzogin schob ihn sanft zurück und sagte im Ton des Vorwurfs:

„Ich habe schon dreimal zu Ihnen geschickt, mein Sohn."

„So eben komme ich nach Hause, und hier bin ich. Was willst Du von mir, liebe Mutter?"

„Sie kommen so eben nach Hause... Sie kommen um diese Stunde nach Hause? Welche Aufführung!"

„Wie! welche Aufführung."

„Hören Sie mich, mein Sohn, es gibt Dinge, die ich nicht wissen will, nicht wissen darf; halten Sie es jedoch nicht für Duldsamkeit oder Verblendung, daß es mir widrig ist, Ihnen gewisse Bemerkungen zu machen."

„Meine liebe Mutter," erwiederte Gerald mit zugleich achtungsvollem und festem Tone, „stets hast Du in mir den ehrerbietigsten, den zärtlichsten der Söhne gefunden, stets wirst Du in mir einen solchen finden; ich brauche nicht beizufügen, daß mein Name, der auch der Deinige ist, überall und immer geehrt und ehrenhaft sein wird... Doch was willst Du? Ich bin vier und zwanzig Jahre alt... ich lebe und belustige mich als ein Mensch von vier und zwanzig Jahren."

„Gerald, es ist nicht seit heute erst, Sie wissen es wohl, daß mich Ihre Lebensweise tief betrübt, Ihretwegen und meinetwegen tief betrübt, Sie sehen kaum die Welt, in der Ihnen Ihr Name und Ihr Geist einen so ausgezeichneten Platz anweist... und Sie besuchen beständig die schlimmste Gesellschaft."

„Was Frauen betrifft?... das ist wahr... und für mich ist in dieser Hinsicht die schlechte Gesellschaft die gute... Oh! ärgere Dich nicht, Du weißt, ich bin hinsichtlich der Freimüthigkeit stets Soldat geblieben... ich gestehe also meine kleine Schwäche für die Rosenmädchen... Doch ich habe die glorreichste Auswahl von Freunden, die einen galanten Mann stolz machen dürfte. Höre: unter Anderem habe ich, und das ist mir der theuerste von Allen, einen ehemaligen Soldaten von meinem Regiment... wenn Du diesen kennen würdest, liebe Mutter, hättest Du die beste Meinung von mir," fügte Gerald lächelnd bei, „denn Du weißt, daß man die Menschen nach ihren Freundschaften beurtheilt."

„Es gibt nur Sie allein in der Welt, Gerald, der

seine vertrauten Freunde unter den Soldaten sucht . . ." sagte die Herzogin die Achsel zuckend.

„Ich glaube es bei Gott wohl! liebe Mutter, es ist nicht Jedermann vergönnt, seine Freunde auf dem Schlachtfeld zu wählen."

„Uebrigens spreche ich nicht von Ihren Verbindungen mit Männern, mein Sohn, ich mache es Ihnen zum Vorwurf, daß Sie sich mit unwürdigen Personen einlassen."

„Sie sind so belustigend! . . ."

„Mein Sohn . . ."

„Verzeih, meine gute Mutter," sagte Gerald, die Herzogin wider ihren Willen umarmend; „ich habe Unrecht . . . ja . . . darin habe ich Unrecht, daß ich mir gegen Dich die kasernenartige Offenherzigkeit erlaube; aber," fügte er lächelnd und zögernd bei. „Aber ich möchte Dir gewiß nicht gern ein weiteres Aergerniß bereiten . . . Doch was soll ich Dir sagen, liebe Mutter, wenn man vier und zwanzig Jahre alt ist, muß man sie benützen . . . Ich habe keinen Geschmack an Vestalinnen . . . wohl; doch würdest Du es lieber sehen, wenn ich die Unruhe, die Trostlosigkeit in alle Arten von ehrlichen Ehen brächte? . . ." sagte Gerald mit tragikomischem Tone, „und dann siehst Du, ich habe es versucht, und es ist mir sogar gelungen . . . nun! offenherzig gestanden . . . (aus Tugend) sind mir die Loretten lieber . . . Einmal verletzt das nicht die Heiligkeit der Ehe, und dann ist es drolliger . . ."

„Ei mein Gott! ich habe mich nicht über die Wahl Ihrer Geliebtinnen auszusprechen," entgegnete ungeduldig die Herzogin; „doch es ist meine Pflicht, auf's Strengste den unbegreiflichen Leichtsinn Ihres Benehmens zu tadeln . . . Sie wissen nicht, welchen Schaden Ihnen das zufügt."

„Welchen Schaden?"

„Glauben Sie zum Beispiel, wenn es sich um eine Heirath handelte . . ."

„Wie, um eine Heirath?" rief Gerald, „aber den Teufel! ich heirathe ja nicht."

„Ich hoffe, Sie werden wohl die Güte haben, mich anzuhören ..."

„Ich höre Dich."

„Du kennst Frau von Mirecourt?"

„Ja ... zum Glück ist diese verheirathet, und Du wirst sie mir nicht vorschlagen: das ist die abscheulichste Intrigantin! ..."

„Wohl möglich ... doch sie steht in inniger Verbindung mit Frau von la Rochaigue, welche auch zu meinen Freundinnen gehört."

„Wohl erst seit Kurzem? denn ich habe Dich oft Abscheuliches von ihr sagen hören: es sei die Gemeinheit selbst, es sei ..."

„Es handelt sich nicht um Alles dies," entgegnete die Herzogin, ihren Sohn unterbrechend, „Frau von la Rochaigue hat zur Mündel Fräulein von Beaumesnil, die reichste Erbin von Frankreich."

„Die in Italien ist?"

„Die in Paris ist ..."

„Sie ist zurückgekehrt?"

„Gestern Abend ... und diesen Morgen um zehn Uhr habe ich bei Frau von Mirecourt eine lange und letzte Unterredung mit Frau von la Rochaigue gehabt, denn seit beinahe einem Monat beschäftige ich mich mit dieser Angelegenheit, von der ich Ihnen kein Wort sagen wollte, weil ich Ihren gewöhnlichen Leichtsinn kenne; zum Glück ist bis jetzt Alles geheim geblieben zwischen Frau von Rochaigue, Frau von Mirecourt und mir ... die wir die beste Hoffnung haben."

„Hoffnung ... worauf?" fragte Gerald ganz erstaunt.

„Auf das Gelingen Ihrer Heirath mit Fräulein von Beaumesnil.

„Wie? meine Heirath! ..." rief Gerald, von seinem Stuhl aufspringend.

„Ja, Ihre Heirath ... mit der reichsten Erbin

Frankreichs," erwiederte Frau von Senneterre; dann fügte sie, ohne ihre Unruhe zu verbergen, bei:

„Ach! alle Chancen wären für uns, ohne Ihre unglückliche Aufführung . . . denn die Bewerber, die Nebenbuhler werden von allen Seiten auftauchen. Es wird eine heftige erbitterte Concurrenz, ohne Gnade und Barmherzigkeit sein und Gott weiß, wie übel man, ohne Sie zu verleumden, Ihnen wird mitspielen können. Ah! wenn man Sie bei Ihrem Namen, bei Ihrem Geist, bei Ihrem Aeußeren als ein Muster des Benehmens und einer geregelten Lebensweise anführen könnte . . . wie diesen vortrefflichen Macreuse zum Beispiel."

„Ah! meine Mutter . . . Denkst Du im Ernst an diese Heirath?" sagte endlich Gerald, der seine Mutter mit wachsendem Erstaunen angehört hatte.

„Ob ich im Ernst daran denke? Sie können mich das noch fragen!"

„Meine liebe Mutter, ich weiß Ihnen unendlich viel Dank für Ihre guten Absichten; doch ich wiederhole, ich will nicht heirathen."

Frau von Senneterre glaubte schlecht gehört zu haben, warf sich ungestüm in ihrem Fauteuil zurück, faltete die Hände und rief mit bebender Stimme:

„Wie! . . . was sagen Sie?"

„Meine liebe Mutter, ich sage, ich wolle nicht heirathen."

„Mein Gott! mein Gott! Das ist Wahnsinn!" rief Frau von Senneterre. „Er schlägt die reichste Erbin Frankreichs aus."

„Höre, meine Mutter," entgegnete Gerald mit sanftem und zartem Ernst, „ich bin ein ehrlicher Mensch, und als solcher gestehe ich Dir, daß ich das Vergnügen bis zur Tollheit liebe . . . ich liebe es eben so sehr, oder noch mehr als mit zwanzig Jahren . . . ich wäre also ein abscheulicher Ehemann, selbst für die reichste Erbin Frankreichs."

„Ein unerhörtes Vermögen!" wiederholte Frau von

Senneterre wie betäubt durch die Weigerung ihres Sohnes; „mehr als drei Millionen Renten in liegenden Gütern!!“

„Ich ziehe das Vergnügen und die Freiheit vor.“

„Was Sie da sagen, ist albern und unwürdig!“ rief Frau von Senneterre außer sich; Sie sind also ganz und gar wahnsinnig!“

„Was willst Du, theure Mutter,“ erwiederte Gerald lächelnd, „ich liebe ganz naiv die heiteren Soupers, die lustigen Mädchen und die Unabhängigkeit ... des Junggesellenlebens! ... Gott sei Dank! ... ich habe noch sechs schöne blüthenreiche Jahre vor mir, die ich nicht um alle Millionen der Erde geben würde; und dann,“ fügte Gerald mit edlem und festem Tone bei, „und dann hätte ich nie den gemeinen Muth, eben so unglücklich als lächerlich ein armes Mädchen zu machen, das ich seines Geldes wegen genommen haben würde ... Und Du weißt wohl, meine Mutter, daß ich nicht einen Mann kaufen wollte, um sich an meiner Stelle tödten zu lassen; Du wirst es also ganz natürlich finden, daß ich nicht um Millionen eine Frau an mich verkaufe ...“

„Aber, mein Sohn! ...“

„Meine liebe Mutter, es ist nun einmal so ... Dein Herr von Macreuse (aus Theilnahme für ihn, halte mir ihn nicht mehr als Muster vor, denn ich würde am Ende eine Unzahl von Stöcken auf seinem Rücken zerschlagen) Dein Herr von Macreuse, der sehr fromm und gottesfürchtig ist, hätte wahrscheinlich nicht dieselben Bedenklichkeiten wie ich ... den man einen wahren Heiden nennt ... doch so bin ich, so mußt Du mich nun einmal behalten, und so werde ich Dich zärtlicher lieben als je,“ fügte Gerald bei, indem er voll Ehrfurcht der Herzogin, die ihn zurückzustoßen suchte, die Hand küßte.

Es gibt sonderbare Vorfälle und Erscheinungen im menschlichen Leben.

Kaum hatte Gerald den Namen des Schützlings seiner Mutter und des Abbé Ledoux ausgesprochen, als der Kam-

merdtener der Herzogin, nachdem er angeklopft hatte, eintrat, und ihr meldete:

„Herr von Macreuse wünschte die Frau Herzogin zu sprechen; es betrifft eine sehr dringende und sehr wichtige Angelegenheit.“

„Sie haben also gesagt, ich wäre zu Hause?“

„Da mir die Frau Herzogin keinen entgegengesetzen Befehl gegeben hatte.“

„Es ist gut . . . bitten Sie Herrn von Macreuse, einen Augenblick zu warten,“ sagte die Herzogin zum Kammerdiener, der sogleich wieder abging.

Dann sich an ihren Sohn wendend, sprach sie nicht mehr mit Strenge, sondern mit einer schmerzlichen Bewegtheit:

„Ihre unbegreifliche Weigerung beugt mich nieder und betrübt mich in einem Grad, daß ich es nicht zu sagen vermöchte . . . Ich bitte Sie auch, ich bitte Sie inständig, Gerald, warten Sie einen Augenblick auf mich, ich komme sogleich zurück. Ah! mein Sohn, mein Freund, Sie können sich nicht einbilden, welchen furchtbaren Kummer Sie mir bereiten . . .“

„Oh! meine Mutter, sprich mir nicht so,“ erwiederte Gerald gerührt durch den traurigen Ton der Herzogin. „Weißt Du nicht, wie sehr ich Dich liebe?“

„Sie sagen es, Gerald, und es ist für mich ein Bedürfniß, es zu glauben.“

„Schicke also diesen Tölpel Macreuse fort, und laß uns plaudern . . . Es ist mir daran gelegen, Dich zu überzeugen, daß mein Lebenswandel wenigstens ein ehrlicher, redlicher ist . . . Ah! Du verläßest mich,“ fügte er bei, als er sah, daß sich seine Mutter nach der Thüre wandte.

„Herr von Macreuse erwartet mich,“ antwortete die Herzogin.

„Ei, bei Gott, ich will ihm sagen lassen, er soll gehen . . . Braucht man mit ihm Umstände zu machen?“

Und als Herr von Senneterre, der diesen Befehl ge-

ben wollte, sich rasch dem Kamin näherte, um zu läuten, hielt ihn seine Mutter zurück und sprach:

„Gerald, ein anderer Kummer von mir besteht darin, daß ich sehen muß, mit welcher Abneigung, ich will nicht sagen, mit welcher zu deutlichen Eifersucht Sie von einem vortrefflichen jungen Mann sprechen, dessen exemplarische Aufführung, dessen Bescheidenheit, dessen Frömmigkeit Allen als Muster dienen sollte. . . . Oh! gefiele es dem Himmel, daß Sie seine Sitten, seine Tugenden besäßen . . . Sie würden nicht die strafbaren Verirrungen, die Ihrer Jugend zum Verderben gereichen, einer prächtigen Heirath, welche Ihr Glück und das meinige sichern müßte, vorziehen."

Nachdem Frau von Senneterre dies gesagt und ihrem Sohn das Versprechen, bis zu Ihrer Rückkehr zu warten, abgenommen hatte, ließ sie diesen allein und begab sich zu Herrn von Macreuse.

Als die Herzogin zu ihrem Sohn zurückkehrte, war ihr Teint hochroth; die Entrüstung war in Ihrem Gesichte zu lesen und sie rief eintretend:

„Das ist nicht zu glauben . . . das ist eine Frechheit!"

„Was hast Du, meine Mutter?"

„Dieser Herr von Macreuse," antwortete Frau von Senneterre in einem Ausbruch des Zorns, „dieser Herr von Macreuse . . . ist ein Schuft!"

Trotz der Aufregung, in der er seine Mutter sah, konnte sich Gerald nicht enthalten, ein schallendes Gelächter aufzuschlagen; bald aber bedauerte er wieder diese unzeitige Heiterkeit und sagte:

„Verzeih, meine Mutter . . . der Umschlag ist in der That so ungestüm, so seltsam! . . . Doch ich bedenke," fügte Gerald diesmal ernst bei, „sollte sich dieser Mensch gegen die Rücksichten verfehlt haben, die er Dir schuldig ist?"

„Verfehlen sich diese Menschen je gegen die Formen?" erwiederte die Herzogin voll Aerger.

„Woher rührt dann dieser Zorn, meine Mutter. So

eben schwurst Du nur bei Deinem Herrn von Macreuse und . . ."

„Vor Allem bitte ich Sie, nicht zu sagen mein Herr von Macreuse," rief voll Heftigkeit Frau von Senneterre ihren Sohn unterbrechend. „Wissen Sie, was die Absicht seines Besuches war . . . er kam, um mich zu bitten, ich möchte Alles Gute sagen, was ich von ihm denke. (Es ist nun hübsch, das Gute, das ich von ihm denke.)"

„Wem sagen? Und warum dies?"

„Hat man einen Begriff von einer solchen Frechheit!"

„Doch zu welchem Ende diese Empfehlung, meine Mutter?"

„Wie, zu welchem Ende? . . . Beabsichtigt dieser Herr nicht, Fräulein von Beaumesnil zu heirathen?"

„Er!!!"

„Das ist eine Unverschämtheit!"

„Macreuse!"

„Ein Plattfuß, ein ich weiß nicht was!" rief die Herzogin. „Denn in der That, man muß sich fragen und suchen, wer die Person ist, welche die Unschicklichkeit begangen hat, unserer Gesellschaft eine solche Creatur vorzustellen!"

„Aber warum hat er Dir denn seine Pläne mitgetheilt?"

„Ei, mein Gott! weil ich ihn mit Auszeichnung, mit Bevorzugung aufgenommen hatte, weil ich mich wie so viele andere einfältige Frauen, von ihm hatte bestechen lassen, ohne zu wissen warum, so daß es diesem Menschen einfiel, zu mir zu kommen und zu sagen, in Betracht der Theilnahme, die ich stets für ihn gehegt, des Lobes, das ich ihm gespendet, halte er es für seine Pflicht, mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine Absichten auf Fräulein von Beaumesnil anzuvertrauen, wobei er, fügte er frecher Weise bei, nicht an dem guten Zeugniß zweifle, das ich gefälligst bei Fräulein von Beaumesnil für ihn ablegen werde, indem er meinem Wohlwollen (ich glaube, er hatte sogar die Unverschämtheit zu sagen, meiner Freundschaft)

die Sorge überlasse, sobald als möglich die Gelegenheit, ihm zu dienen, herbeizuführen!! Dies Alles ist in der That eine namenlose Frechheit."

„Unter uns gesagt, meine liebe Mutter ... das ist ein wenig ... das ist viel Dein Fehler ... gestehe es nur! Ich habe Dich diesen Macreuse loben ... ihm übermäßig schmeicheln hören."

„Ihn loben ... ihm schmeicheln ..." rief ganz naiv Frau von Senneterre, „wußte ich denn damals, er würde es sich eines Tags unverschämter Weise in den Kopf setzen, die reichste Erbin Frankreichs heirathen zu wollen, der Spur meines Sohnes zu folgen? Uebrigens ist dieser Herr mit all seiner Feinheit doch nur ein Dummkopf: bei mir hat er sich gerade recht adressirt! ich werde ihn ganz erstaunlich unterstützen! Seine Anmaßungen erregen mein Mitleid. Es ist ein Bettelkerl, er ist gemein, er hat keinen Namen, er hat die Haltung eines Meßners im Sonntagsstaat, der bei seinem Pfarrer zu Mittag ißt; er ist ein Pedant, ein Scheinheiliger und er ist langweilig wie der Regen, mit allen seinen geheuchelten Tugenden; übrigens hat er nicht die geringste Aussicht, denn nach dem, was mir Fräulein von la Rochaigue gesagt hat, wäre Fräulein von Beaumesnil entzückt, Herzogin zu werden; eine Frau nach der Mode, hat sie Geschmack an allen Vergnügungen, an allen Vorzügen, welche ein großes Vermögen, verbunden mit einer großartigen Stellung in dieser Welt verleiht, und ein armseliger Wicht, wie dieser Herr von Macreuse, wird ihr diese großartige Stellung offenbar nicht geben!"

„Und was hast Du auf die Bitte des Macreuse geantwortet, meine Mutter?"

„Entrüstet über seine Frechheit, war ich auf dem Punkt, ihm zu antworten, seine Anmaßungen seien ebenso lächerlich als frech, und ihm zu verbieten, je wieder meine Schwelle zu betreten; doch ich bedachte, daß es, um ihm zu schaden, besser wäre, wenn ich mir den Anschein geben würde, als wollte ich ihn unterstützen ... und ich versprach ihm, von ihm zu reden ... wie er es verdiente ... und

das werde ich sicherlich nicht versäumen . . . Ja, ich werde ihm auf die gute Art dienen, dafür stehe ich."

„Weißt Du, meine Mutter, daß es sehr leicht möglich wäre, der Macreuse würde sein Ziel erreichen."

„Er Fräulein von Beaumesnil heirathen!"

„Ja."

„Gehen Sie doch, Sie sind ein Narr!"

„Täusche Dich nicht . . . die Coterie, die ihn unterstützt, ist allmächtig . . . Er hat für sich, ich kann es Dir nun wohl sagen, da Du ihn verabscheust, die Frauen, welche bigott geworden sind, weil sie alt sind; die jungen Frauen, welche streng, weil sie häßlich sind, die Männer, welche andächtig, weil sie mit ihrer Andacht ein Gewerbe treiben und andere Männer, welche ernst, weil sie dumm sind . . . Das ist ungeheuer."

„Aber mir scheint, daß ich genug Ansehen in der Gesellschaft habe!" erwiederte die Herzogin, „und meine Meinung gilt etwas, denke ich!"

„Deine Meinung ist bis jetzt, und zwar ganz laut, eine äußerst günstige für diesen schlimmen Burschen gewesen, und man wird sich Deine plötzliche Veränderung nicht erklären, oder man wird sie sich vielleicht erklären, und weit entfernt, dem Macreuse zu schaden, wird ihm der Krieg, den Du gegen ihn führst, nützen. Der Bursche ist sehr pfiffig, er ist ein Gewürfelter der Sacristei und das sind die Schlimmsten . . . Ah! Du weißt nicht, mit wem Du es zu thun hast, meine liebe, arme Mutter."

„In der That, Gerald, Sie nehmen das mit einer Ruhe . . . mit einer heldenmüthigen Selbstverläugnung auf," sprach die Herzogin mit bitterem Ton.

„Meiner Treue, nein, ich schwöre es Dir, das entrüstet mich, empört mich . . . ein Macreuse!! soll diese Anmaßungen haben und sie vielleicht verwirklichen können; ein Mensch, der mir seit dem Colleg stets ebenso viel Ekel als Widerwillen eingeflößt hat; und diese arme Beaumesnil, die ich nicht kenne, die aber in meinen Augen interessant wird, sobald sie der Gefahr ausgesetzt ist, die Frau dieses

Elenden zu werden . . . Ah! bei Gott! ich hätte große Lust . . . und wenn es nur wäre, um die Pläne dieses Menschen über den Haufen zu werfen und so die arme kleine Beaumesnil aus den Klauen des Macreuse zu retten . . ."

„Ah! Gerald! . . . mein Kind . . ." rief die Herzogin, ihren Sohn unterbrechend, „Deine Heirath würde mich zur glücklichsten der Mütter machen."

„Ja . . . aber meine Freiheit! meine theure Freiheit!"

„Bedenke doch, Gerald, mit einem der schönsten Namen von Frankreich, der größte Grundeigenthümer Frankreichs werden!"

„Und mein schönes, mein gutes Leben des jungen Mannes!!"

„Doch ein ungeheures Vermögen! und die Macht, die es verleiht, wenn es mit einer Stellung wie die Deinige, verbunden ist, mein guter Gerald?"

„Ja . . . das ist wahr . . ." erwiederte Gerald nachdenkend, „doch ich soll mich zur Langeweile, zum Zwang, zu den seidenen Strümpfen am Abend, zum ewigen Aushalten verurtheilen . . . und diese guten Mädchen, die mich so sehr lieben! und dabei, da sie das Glück haben, nicht reich, aber jung zu sein . . . bin ich gezwungen, ihre Liebe für uneigennützig zu halten."

„Aber, mein Freund," sprach die Herzogin, unwillkührlich fortgerissen durch den ehrgeizigen Wunsch, ihren Sohn diese reiche Heirath eingehen zu sehen, „Du übertreibst zu sehr die Strenge Deiner Pflichten: daß man sich verheirathet, ist kein Grund . . ."

„Gut, gut," versetzte Gerald lachend, „Du willst mir nun die Leichtigkeit der Sitten in der Ehe predigen."

„Mein Freund," entgegnete Frau von Senneterre ziemlich verlegen, „Du täuschest Dich in meinen Gedanken . . . es ist nicht das, was ich sagen wollte."

„Ah! liebe Mutter . . . sprich nur von Macreuse, das ist besser."

„Wenn ich von ihm spreche, Gerald, so geschieht es

nicht allein, um Dir Luft zu machen, an die Stelle dieses abscheulichen Menschen zu treten, ihn auszustechen. Denn es ist hier auch noch eine Frage gleichsam der Menschenfreundlichkeit, des Mitleids!"

„Menschenfreundlichkeit, Mitleid!"

„Gewiß! Die arme kleine Beaumesnil würde vor Kummer sterben mit einem solchen Ungeheuer ... und sie ihm entreissen ... das wäre eine edelmüthige, eine vortreffliche Handlung von Dir, Gerald ... Das wäre bewunderungswürdig!!"

„Ei! meine liebe Mutter," erwiederte Gerald lachend, „nächstens wirst Du sagen, ich verdiene den Montyon-Preis, wenn ich diese Heirath schließe."

„Ja, wenn man den Montyon-Preis dem Sohne geben würde, der seine Mutter zur glücklichsten der Frauen gemacht hat," antwortete Frau von Senneterre, ihre von Thränen gefüllten Augen auf ihren Sohn heftend.

Gerald liebte seine Mutter zärtlich. Obgleich diese einen gebieterischen, hoffärtigen Charakter voll Widersprüche besaß, wirkte doch die Erschütterung, die er an ihr wahrnahm, ansteckend bei dem jungen Herzog und er sagte lächelnd:

„Oh! wie gefährlich ist doch eine Mutter! ... sie ist im Stande, es dahin zu bringen, daß einer wider seinen Willen eine Erbin von drei Millionen Renten heirathet ... besonders wenn es sich darum handelt, die arme Millionärin einem Schurken von Macreuse aus den Klauen zu reißen. Es ist wahr, je mehr ich es überlege, desto mehr fühle ich mich entzückt bei dem Gedanken, diesem Menschen und der heuchlerischen Partei, deren Benjamin er ist, einen solchen Streich zu spielen. Welche Ohrfeige ... für ihn ... eine anbetungswürdige Ohrfeige, die zugleich auf tausend gottselige Gesichter fiele ... Nur ist eine kleine Schwierigkeit dabei, liebe Mutter, und daran denke ich ein wenig spät."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich weiß nicht, ob ich Fräulein von Beaumesnil gefallen werde.“

„Sie brauchen es nur zu wollen, mein lieber Gerald, und Sie werden ihr gefallen.“

„Eine wahre Mutterantwort.“

„Ich kenne Sie wohl genau.“

„Du?“ erwiederte Gerald, seine Mutter küssend, „Du kannst keine Ansicht hierüber haben: Deine Zärtlichkeit verblendet Dich, ich verwerfe Dich.“

„Lassen Sie mich machen, Gerald, folgen Sie meinen Rathschlägen, und Sie werden sehen, daß sie diese ganze Angelegenheit zum Guten führen.“

„Weißt Du, daß man Dich für eine große Intrigantin halten müßte, wenn man Dich nicht kennen würde?“ rief Gerald heiter; „doch wenn die Mütter einmal etwas wollen... im Interesse ihrer Söhne... so werden sie Löwinnen, Tigerinnen... Nun, so sprich, was ist Deine Ansicht? Ich übergebe mich Dir mit geschlossenen Augen.“

„Guter Gerald,“ sagte die Herzogin, indem sie thränenfeuchte Augen auf ihren Sohn heftete, „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie glücklich Du mich machst, daß Du so sprichst... Oh! nun wird es uns gelingen... ich zweifle nicht mehr daran... Dieser abscheuliche Macreuse wird vor Aerger sterben.“

„Gut, liebe Mutter... Bravo... ich werde ihm die Gelbsucht statt eines Degenstiches geben, den er ausschlagen würde.“

„Gerald, ich beschwöre Dich, laß uns ein wenig vernünftig sprechen.“

„Ich höre.“

„Da Du Dich entschieden hast, so ist es dringend, daß Du Fräulein von Beaumesnil so bald als möglich siehst.“

„Gut...“

„Diese erste Zusammenkunft ist, wie Du Dir leicht denken kannst, von größter Wichtigkeit...“

„Wahrhaftig?"

„Allerdings ... wir haben auch diesen Morgen lange hierüber mit den Damen von Mirecourt und von la Rochaigue gesprochen. Nach der Kenntniß, die diese schon vom Charakter von Fräulein von Beaumesnil zu haben glaubt, scheint uns Folgendes am besten unsern Absichten zu entsprechen .... Du sollst es selbst beurtheilen, Gerald."

„Laß hören, liebe Mutter."

„Leider mußten wir vor Allem die Unmöglichkeit, Dich als ernsten, geordneten Menschen herauszustellen, anerkennen."

„Und daran habt Ihr wohl gethan," erwiederte Gerald lächelnd, „ich hätte Euch zu schnell Lügen gestraft."

„Wir sind auf alle üblen Nachreden gefaßt, mein armer Gerald, die Dein leichtsinniges Leben zu rechtfertigen scheint ... Doch da dies nun einmal so ist, so muß man zu Deinem Vortheil zu wenden suchen, was gegen Dich hervorgehoben werden könnte."

„Nur die Mütter besitzen eine solche Diplomatie."

„Fräulein von Beaumesnil scheint nach dem, was Frau von la Rochaigue sagt, die sie gestern plaudern gemacht hat ... (und im Herzen eines Kindes von sechzehn Jahren sieht man bald auf den Grund), Ernestine von Beaumesnil scheint zum Glück den großen Aufwand, die Vergnügungen, die Eleganz zu lieben; wir dachten also, Du müßtest zum ersten Mal vor Fräulein von Beaumesnil bei einer Gelegenheit erscheinen, die Dich als einen der elegantesten Männer von Paris zeigt."

„Wenn Du das Talent hast, diese Gelegenheit zu finden, so willige ich ein ..."

„Nicht wahr, Gerald, übermorgen ist der Tag des Wettrennens im Bois de Boulogne, an welchem Du Theil nehmen mußt?"

„Ja, ich habe dem einfältigen Courville, der vortreffliche Pferde besitzt, vor denen er aber Angst hat, für ihn

bei einem Heckenrennen sein Pferd Young-Emperor zu reiten versprochen."

„Vortrefflich, Frau von la Rochaigue wird Fräulein von Beaumesnil zu diesem Rennen führen, diese Damen werden mich hier mitnehmen, und wenn wir einmal im Bois de Boulogne sind, begrüßest Du uns natürlich vor dem Rennen. Deine Jockeytracht mit der Weste von orangefarbigem Atlaß und der Toque von schwarzem Sammet steht Dir zum Entzücken."

„Meine liebe Mutter ... eine Bemerkung ..."

„Laß mich fortfahren ... Fräulein von Beaumesnil wird Dich also inmitten dieser eleganten Jugend sehen, unter der Du in jeder Hinsicht den ersten Rang einnimmst, das muß man gestehen. Und dann zweifle ich nicht daran, daß Du den Preis beim Rennen gewinnst ... Es ist unerläßlich, daß Du ihn gewinnst, Gerald."

„Das ist eine Meinung, die ich durch meine Sporen den braven Young-Emperor theilen zu machen suchen werde ... aber ... ich ..."

„Du reitest zum Entzücken," sagte die Herzogin, ihren Sohn abermals unterbrechend, „und wenn Dich Fräulein von Beaumesnil kommen und allen Deinen Nebenbuhlern unter dem Beifallsgeschrei dieser ganzen ausgesuchten Menge voraneilen sieht, so wird, — das unterliegt keinem Zweifel — bei dem Charakter und der Geschmacksrichtung, die sie zu haben scheint, — der erste Eindruck, den Du auf sie hervorbringst, vortrefflich sein, und willst Du Dich nach diesem Zusammentreffen so liebenswürdig benehmen, als Du es kannst, so muß dieser unverschämte Macreuse Fräulein von Beaumesnil abscheulich, hassenswerth vorkommen, sollte er die Frechheit haben, sich in einen Kampf mit Dir einlassen zu wollen."

„Darf ich nun sprechen, meine liebe Mutter?"

„Gewiß."

„Ich finde nichts Ungeeignetes darin, daß ich Fräulein von Beaumesnil von Dir bei einem Zusammentreffen im Bois de Boulogne vorgestellt werden soll ... Nur

wirst Du es gut finden, wenn dies nicht an einem Tag geschieht, wo ich als Jockey verkleidet bin."

„Aber warum denn? dieses Costume steht Dir im Gegentheil zum Entzücken."

„Ah! das riecht zu sehr nach dem Schauspieler," entgegnete Gerald lachend.

„Wie, nach dem Schauspieler! Du bist also nun bedächtlich?"

„Meine liebe Mutter, soll ich die Verführungsprocedur von Elleviou wieder zur Anwendung bringen, der einen so wunderbaren Nutzen aus dem anliegenden Beinkleid gezogen haben soll?"

„In der That, Gerald," erwiederte die Herzogin mit einem Ausdruck empörter Schamhaftigkeit, „Sie haben Ideen . . ."

„Liebe Mutter . . . Du hast sie, diese Ideen, ohne daß Du es vermuthest. . . Doch im Ernste gesprochen: Du magst mich Fräulein von Beaumesnil vorstellen, wo Du willst, wann Du willst, wie Du willst, zu Fuß oder zu Pferde . . . Du siehst, daß Du wählen kannst . . . Ich will nur nicht meine Zuflucht zu den Indiscretionen des Jockeykleides nehmen . . . Ich brauche das nicht," fügte Gerald mit einer Affectation komischer Geckenhaftigkeit bei, „ich werde Fräulein von Beaumesnil durch eine Menge sittlicher, ehrwürdiger, ehrlicher Eigenschaften zu blenden, zu bezaubern wissen . . ."

„In der That, Gerald, Sie sind zum Verzweifeln . . . Sie können nicht einmal die wichtigsten Dinge mit Ernst behandeln."

„Was thut das? wenn die Dinge nur in Erfüllung gehen."

Die Unterredung der Herzogin und ihres Sohnes wurde zum zweiten Male durch den Kammerdiener der Frau von Senneterre unterbrochen, der, nachdem er angeklopft hatte, eintrat:

„Herr von Navil möchte gern mit dem Herrn Herzog

in einer sehr dringenden Angelegenheit sprechen," sagte der Bediente; „er erwartet den Herrn Herzog in seiner Wohnung."

„Es ist gut," antwortete Gerald, erstaunt über diesen Besuch.

Der Kammerdiener entfernte sich.

„Was kannst Du mit Herrn von Ravil zu thun haben?" fragte die Herzogin ihren Sohn; „ich liebe diesen Menschen nicht . . . Man empfängt ihn überall, und ich muß gestehen, daß ich wirklich so viel als eine Andere das schlechte Beispiel gebe, ohne zu wissen warum."

„Das ist ganz natürlich, sein Vater war ein sehr galanter Mann, von einer sehr angesehenen Verwandtschaft; er hat seinen Sohn in die Welt gebracht; war einmal der Anfang gemacht, so nahm man Ravil fortwährend an; übrigens mißfällt er mir ungemein. Ich habe ihn nicht mehr gesehen seit dem Tage des drolligen Duells zwischen dem Marquis und Herrn von Mornand . . . Ich weiß nicht, was dieser Ravil von mir will . . . Ah! man hat mir gestern von diesem Cyniker ein Wort mitgetheilt, das ihn vortrefflich zeichnet. Ein junger Mann, der durchaus nicht reich ist, hatte ihm gefälliger Weise seine Börse geöffnet; hören Sie, wie Ravil diese Gefälligkeit anerkannte: „„W o T e u f e l s,"" sagte er, „„w o T e u f e l s h a t d i e s e r D u m m k o p f d i e z w e i h u n d e r t L o u i s d ' o r g e m a u s t, d i e e r m i r g e l i e h e n ?""

„Das ist abscheulich!" rief die Herzogin.

„Ich werde mich dieses Menschen alsbald entledigen," sagte Gerald. „Zuweilen ist es übrigens nicht schlimm, ihn zu hören; diese Natterzunge weiß Alles, ist mit Allem auf dem Laufenden. Warte auf mich, liebe Mutter, in einem Augenblick komme ich vielleicht begeistert von diesem cynischen Burschen zurück . . . Du bist wohl vorhin wüthend gegen den Macreuse zurückgekommen."

„Gerald, Sie sind nicht edelmüthig."

„Gestehe wenigstens, meine liebe Mutter, daß diesen

Morgen wir Beide kein Glück haben, was die guten Kenntnisse betrifft."

Nach diesen Worten begab sich Gerald zu Herrn von Ravil, der ihn erwartete.

Siebenzehntes Kapitel.

Gerald fand Herrn von Ravil in seinem Zimmer und empfing ihn mit einer eisigen Höflichkeit, die diesen unverschämten Menschen durchaus nicht aus der Fassung brachte.

„Mein Herr, welchem Umstand darf ich die Ehre Ihres Besuches zuschreiben?" sagte Gerald mit trockenem Tone, während er stehen blieb und Ravil nicht zum Sitzen einlud.

Der Letztere erwiederte, sehr gleichgültig gegen diesen kalten Empfang:

„Herr Herzog, ich komme, um Ihnen ein vortreffliches Geschäft vorzuschlagen."

„Ich mache keine Geschäfte, mein Herr."

„Je nachdem."

„Wie so?"

„Wollen Sie heirathen, Herr Herzog?"

„Mein Herr . . ." rief Gerald mit stolzem Ton, „welche Frage . . ."

„Erlauben Sie, Herr Herzog, ich komme in Ihrem Interesse hierher und nothwendig auch in dem meinigen . . . wollen Sie mich also anhören . . . was wagen Sie dabei? Ich verlange nur zehn Minuten von Ihnen."

„Ich höre Sie, mein Herr," sagte Gerald, dessen Neugierde übrigens ziemlich stark durch die Frage von

Herrn von Ravil: „„Wollen Sie heirathen?““ erregt war ... eine Frage von seltsamem Zusammentreffen, wenn man an die letzte Unterredung von Gerald und seiner Mutter denkt.

„Ich wiederhole also, Herr Herzog: Wollen Sie heirathen? Ich muß eine Antwort haben, ehe ich dieses Gespräch fortsetze.“

„Aber, mein Herr . . . ich . . .“

„Verzeihen Sie, ich vergaß, meinem Satz den gehörigen Nachdruck zu geben. Also: Wollen Sie eine fabelhaft reiche Heirath machen, Herr Herzog?“

„Herr von Ravil hat Jemand zu verheirathen?“

„Wahrscheinlich.“

„Aber Sie sind Junggeselle, ein Mann von Welt und Geist, mein lieber Herr, warum heirathen Sie nicht selbst?“

„Mein Herr, ich habe kein Vermögen, mein Name ist ziemlich unbedeutend . . . Ich bin, wie man sagt, ein wenig mangelhaft in meinem Aeußern, mehr noch, häßlich und im Umgang unangenehm, mürrisch; mit einem Wort, ich habe keine Hoffnung, zu einer solchen Heirath zu gelangen . . . Deshalb dachte ich an Sie, Herr Herzog.“

„Ich weiß Ihnen Dank für Ihre Großmuth, mein lieber Herr; doch ehe wir weiter gehen, erlauben Sie mir eine Frage . . . Sie begreifen wohl, ich möchte Ihre Empfindlichkeit nicht gern verletzen.“

„Ich habe wenig . . .“

„Ich vermuthete es. Zu welchem Preis schlagen Sie Ihr edelmüthiges Interesse an?“

„Ich verlange anderthalb Procent von der Mitgift,“ erwiederte der Cyniker mit frecher Stirne.

Und da Gerald den Ekel nicht verbergen konnte, den ihm diese Worte bereiteten, fügte Herr von Ravil kalt bei:

„Ich glaube Ihnen vorhin gesagt zu haben, es sei von einem Geschäft die Rede.“

„Ganz richtig, mein Herr.“

„Wozu sollten also die Phrasen nützen?"

„Zu gar nichts," erwiederte Gerald an sich haltend, „ich sage Ihnen also ohne Phrasen, daß mir dieser Disconto von anderthalb Procent auf die Mitgift ziemlich billig vorkommt."

„Nicht wahr?"

„Gewiß . . . doch man müßte auch wissen, mit wem Sie mich verheirathen wollen, mein Herr, und wie Sie mich zu verheirathen im Stande sein werden?"

„Herr Herzog, Sie lieben ungemein die Jagd?"

„Ja, mein Herr."

„Sie verstehen dieselbe vortrefflich."

„Vollkommen."

„Nun wohl! wenn Ihr Pointer oder Ihr Stetter Ihnen fest und sicher gestanden sind, haben sie ihre Pflicht erfüllt, nicht wahr? Das Uebrige hängt von der Schärfe Ihres Blickes und von der Schnelligkeit Ihres Schusses ab?"

„Meinen Sie damit, mein Herr, daß, wenn Sie mir einmal gesagt haben: diese oder jene reiche Erbin ist zu heirathen, Ihre anderthalb Procent von Ihnen verdient seien . . . so . . ."

„Erlauben Sie mir, Herr Herzog, ich bin ein in Geschäften zu galanter Mann, um Ihnen einen solchen Vorschlag zu machen; mit einem Wort, ich stehe Ihnen dafür, daß ich Sie in eine vortreffliche, sichere, für jeden Andern unzugängliche Stellung bringe, und Ihre natürlichen Vorzüge und Ihr großer Name werden das Uebrige thun . . ."

„Und diese Stellung?"

„Sie fühlen wohl, Herr Herzog, daß ich nicht jung genug bin, um Ihnen mein Geheimniß zu sagen, ehe Sie mir Ihr Wort als galanter Mann gegeben haben . . ."

„Herr von Ravil," versetzte Gerald, diesen Elenden unterbrechend, den er aus der Thüre zu werfen große Lust hatte, „der Scherz hat lange genug gedauert."

„Welcher Scherz, Herr Herzog?"

„Sie begreifen wohl, mein Herr, daß ich nicht im Ernst auf einen solchen Vorschlag antworten kann . . . Mich unter Ihren Auspicien zu verheirathen, wäre zu spaßhaft.“

„Sie schlagen es also aus?“

„Ich bin so offenherzig.“

„Bedenken Sie es wohl, Herr Herzog . . . erinnern Sie sich an das Wort von Talleyrand . . .“

„Sie führen Herrn von Talleyrand sehr oft an.“

„Es ist mein Meister, Herr Herzog.“

„Und Sie machen ihm alle Ehre . . . Doch lassen Sie das Wort des großen Diplomaten hören.“

„Hören Sie, Herr Herzog . . . Man muß stets seiner ersten Bewegung mißtrauen, weil es gewöhnlich die gute ist . . . Das Wort ist tief, benützen Sie es.“

„Bei Gott! mein Herr, Sie wissen nicht, wie sehr das, was Sie sagen, wahr und vollkommen auf Sie anwendbar ist.“

„Wahrhaftig?“

„Ich bin Ihrem Rath zuvorgekommen; denn, hätte ich der ersten Bewegung nachgegeben, die mir Ihr ehrlicher Vorschlag einflößte . . . (und diese Bewegung war vortrefflich), so würde ich Sie . . .“

„Was hätten Sie gethan, Herr Herzog?“

„Sie sind zu scharfsinnig, um es nicht zu errathen, mein lieber Herr, und ich bin zu artig . . . um es Ihnen in meiner Wohnung zu sagen.“

„Verzeihen Sie, Herr Herzog; doch ich habe Eile und durchaus keine Muße, mich mit Charaden zu belustigen . . . Sie schlagen mein Anerbieten aus?“

„Ja . . .“

„Noch ein Wort, Herr Herzog . . . Ich muß Ihnen zum Voraus sagen, daß es diesen Abend zu spät wäre, sollten Sie sich eines Besseren besinnen, denn ich habe einen Andern an Ihre Stelle zu setzen . . . an diesen

Andern dachte ich sogar von Anfang, doch nach reiflicher Erwägung fühlte ich, daß Sie mehr Chancen des Gelingens in sich vereinigen, als der Andere . . . Was ich aber brauche, ist, daß die Angelegenheit zu Stande kommt und daß ich meine anderthalb Procent Provision von der Mitgift erhalte . . . Weisen Sie aber meinen Vorschlag von der Hand, so komme ich auf meine erste Combination zurück . . ."

„Sie sind wenigstens ein Mann der Vorsicht, lieber Herr und ich werde nicht den Kummer haben, Sie durch meine Weigerung (denn ich weigere mich fortwährend), den redlichen Gewinn verfehlen zu sehen, den Sie durch so ehrenhafte Mittel erzielen . . . Doch fürchten Sie nicht, ich könnte so indiscret sein, Ihre seltsame Gewerbsthätigkeit ein wenig ruchbar werden zu lassen?"

„Ich wäre entzückt hierüber, Herr Herzog . . . eine solche Offenbarung von Ihnen würde mir wie eine Bekanntmachung in der Zeitung dienen und Kunden verschaffen . . . Auf Wiedersehen also, Herr Herzog. Nichtsdestoweniger werde ich bei jeder andern Gelegenheit ganz zu Ihren Diensten stehen."

Und nachdem er sich tief vor Gerald verbeugt hatte, ging Ravil eben so unempfindlich weg, als er gekommen war, und begab sich in die Rue de la Madeleine, wo sein Freund von Mornand wohnte.

„Dieses armselige Herzoglein hat ohne Zweifel vermuthet, daß es sich um Fräulein von Beaumesnil handle, was mir sehr gleichgültig ist," sagte der Cyniker zu sich, „und er hofft die Prämie, die ich von der Mitgift forderte, selbst zu gewinnen und sie mir so zu stehlen. . . . Das ist gemein! Doch noch steht die Sache nicht verzweifelt . . . man fängt mich nicht so durch Ueberrumpelung . . . Aber Schade ist es dennoch, dieser Junge ist Herzog, er ist hübsch, er ist ziemlich geistreich . . . ich hatte Chancen mit ihm . . . nun muß ich auf den Plattfuß Mornand zurückkommen . . . Ich habe wohl daran gethan, dem alten Dummkopf la Rochaigue nichts von meinen

Absichten auf den Herzog von Senneterre zu sagen; wenn dieser schöne Vogel auf die Lockpfeife geantwortet hätte, wäre es immer noch Zeit gewesen, Alles zu zerstören, was ich seit sechs Wochen zu Gunsten von Mornand aufgebaut hatte, und der alten verschmitzten Madame Lainé, der Gouvernante, als Losungswort statt Senneterre Mornand zu geben; denn was ich will, wird die Gouvernante thun . . . sie gehört mir . . . und sie kann mir eine ungeheure Unterstützung gewähren . . . ihr Interesse bürgt mir für ihre Ergebenheit und ihre Verschwiegenheit. Zum Glück habe ich auch die empfindliche Stelle des gutmüthigen la Rochaigue gefunden, und abgesehen von dem Vorfall mit dem großsprecherischen Senneterre, brauche ich nur Alles aufrichtig (aufrichtig . . . das ist drollig), diesem dicken Mornand zu erzählen, der mich wiehernd vor Ungeduld erwarten muß, um das Resultat meiner Unterredung mit dem Baron von la Rochaigue zu erfahren."

Während er sich so dem Strome seiner Betrachtungen hingab, kam Herr von Ravil in die Rue des Champs-Elysées, wo er zum ersten Mal Herminie begegnet war, als sich das Mädchen zur Gräfin von Beaumesnil begab.

„Hier," sagte Herr von Ravil zu sich selbst, „hier habe ich zum ersten Mal das hübsche Mädchen, den Maulaffen gesehen . . . es war am Tage des Duells von Mornand mit dem Buckeligen; sie brachte die Nacht im Hotel Beaumesnil zu, und am andern Tag erfuhr ich von den Leuten des Hauses, sie sei Musiklehrerin, heiße Herminie und wohne in der Rue de Monceau bei den Batignolles . . . Vergebens schweifte ich dort umher . . . es war mir nicht möglich, sie wiederzusehen . . . Ich weiß nicht, warum des Teufels diese reizende Blonde mir so am Herzen liegt . . . Ah! wenn ich meine Prämie von der Mitgift der kleinen Beaumesnil hätte, würde ich mir diese Laune mit der Musiklehrerin erlauben, denn bei dem Wesen einer Herzogin, das sie in Begleitung eines Regenschirms und eines schlechten schwarzen Rockes zur Schau stellt, würde sie, dessen bin ich sicher, dem Anerbieten einer guten

kleinen, nichts weniger als legitimen, häuslichen Einrichtung nicht widerstehen ... Sie muß mit ihren Lectionen Hungers sterben ... Vorwärts, erhitzen wir den dicken Mornand ... er ist dumm, aber hartnäckig und von einem unbändigen Ehrgeiz ... Der gute, einfältige la Rochaigue ist sehr wohlwollend gestimmt ... somit dürfen wir alle Hoffnung haben."

Hienach trat Herr von Ravil bei seinem vertrauten Freunde ein.

Achtzehntes Kapitel.

„Nun!" sagte Herr von Mornand zu Herrn von Ravil, als er diesen in sein bescheidenes Arbeitscabinet eintreten sah, das mit Actenstößen und mit gedruckten und der Kammer der Pairs mitgetheilten Berichten angefüllt war, „nun! hast Du Herrn von la Rochaigue gesehen?"

„Ich habe ihn gesehen ... Alles geht vortrefflich."

„Höre, Ravil, ich werde nie Dein Benehmen bei diesem Verhältniß vergessen. Ich sehe, es ist für Dich eben so sehr eine Angelegenheit des Geldes, als eine Angelegenheit aufrichtiger und guter Freundschaft. Ich weiß Dir hiefür um so mehr Dank, als der Platz des Herzens bei Dir nicht groß ist..."

„Er ist es genug für Dich... das ist Alles, was ich brauche... denn ich bin in diesem Punkt haushälterisch."

„Und die Gouvernante, hast Du sie auch gesprochen?"

„Noch nicht."

„Warum nicht?"

„Weil wir zuvor über verschiedene Punkte übereingekommen sein müssen... ich werde Dir das sagen; übrigens ist noch keine Zeit verloren, Madame Lainé, die Gouvernante, wird handeln, wie ich will und wann ich will... sie ist ganz mir ergeben."

„Was hat Dir Herr von la Rochaigue gesagt? Ist er mit den Erkundigungen, die er eingezogen, zufrieden gewesen? Haben mich meine Collegen und politischen Freunde gut unterstützt? Glaubst Du, daß ich..."

„Ah! wenn Du mich nicht sprechen läßt..."

„Siehst Du, seitdem mir der erste Gedanke dieser Heirath gekommen ist... und ich habe einen guten Grund, das Datum nicht zu vergessen," fügte Herr von Mornand mit einem bitteren Lächeln bei, „das Duell mit dem verfluchten Buckeligen wird mich stets an dieses Datum erinnern... seit damals, sage ich Dir, ist diese Heirath für mich eine fixe Idee geworden... Urtheile selbst, welch ein Hebel ist für einen Mann in meiner Stellung ein solches Vermögen... Macht, Ansehen, die größten Botschafterstellen... es ist ungeheuer, sage ich Dir, ungeheuer!"

„Bist Du zu Ende?"

„Ja, ja... ich höre Dich."

„Das ist ein Glück. Nun wohl! alle Erkundigungen, welche Herr von la Rochaigue eingezogen hat, bestätigen das, was ich vorher schon von Dir sagte: er hat die innige Ueberzeugung, daß Du früher oder später zum Ministerium oder zu einer großen Botschafterstelle gelangen mußt; doch Deine Stunde würde außerordentlich vorgerückt, wenn Du ein so beträchtliches Vermögen besäßest, als es Dir Deine Verheirathung mit Fräulein von Beaumesnil sichern müßte. Man zieht, wenn sich das zufällig findet, gewaltig reiche Minister oder Botschafter vor. Man bildet sich ein, es sei dies eine Gewährschaft gegen alle Arten von Bestechlichkeiten. Der gute la Rochaigue ist überzeugt, Du werdest ihn, wenn er Deine Heirath mit seiner Mündel bewerkstellige, so bald Du einmal die

Macht habest, zum Pair von Frankreich ernennen; wenn die Gehenkten wieder aufwachen würden, ließe sich dieser Wüthende hängen, um einen Sitz im Luxembourg zu bekommen; das ist seine Manie, sein Gebreste ... sein Aussatz ... das verzehrt ihn, und Du kannst Dir wohl denken, daß ich ihm da, wo es ihn juckte, tüchtig gekratzt habe."

„Kommt meine Heirath zu Stande, so ist ihm seine Pairie gesichert. Er ist seit langen Jahren Präsident eines Generalraths, und ich werde die Ernennung mit Gewalt durchsetzen."

„Er zweifelt nicht daran, und da er ein Mann der antiken Sitten ist, so verläßt er sich auf Dein Versprechen und gelobt unmittelbar in Deinem Interesse bei seiner Mündel zu handeln."

„Bravo ... und was sagt er von Fräulein von Beaumesnil? Er muß gute Hoffnung haben? ... So jung ... so vereinzelt, hat sie wohl keinen Willen ... und muß sich nothwendig dem Willen Anderer fügen."

„Er kennt sie erst seit gestern ... Doch nach einigen geschickt hingeworfenen Worten glaubt er zu errathen, daß diese kleine Person große Neigung zum Ehrgeiz, zu übermäßiger Eitelkeit hat, und daß ihr unfehlbar der Kopf bei dem Gedanken, einen Minister oder einen zukünftigen Botschafter zu heirathen, schwindeln würde, weil sie dadurch bei Hofe den Vortritt vor einer Menge von Frauen von untergeordneterer Stellung bekäme."

„Das ist providentiell," rief Herr von Mornand, der vor Freude ganz außer sich war; „und wann werde ich sie sehen?"

„In dieser Hinsicht habe ich einen Gedanken, den ich Herrn von la Rochaigue nicht eher, als bis ich Dich gesprochen, mittheilen wollte."

„Laß Deinen Gedanken hören," sagte Herr von Mornand freudig sich die Hände reibend.

„Es versteht sich vor Allem, daß Du nicht schön ... daß Du dick bist ... daß Du einen Bauch, daß Du ein

furchtbar gemeines Aussehen hast... Glaube meiner Aufrichtigkeit, es ist ein Freund, der zu Dir spricht."

„Gut, gut!" erwiederte Mornand, der das Mißvergnügen zu verbergen suchte, das ihm die zu freundschaftliche Offenherzigkeit von Ravil bereitete, „unter Freunden muß man sich Alles sagen können und Alles zu verstehen wissen."

„Die Maxime ist gut . . . Ich füge also bei, daß Du weder verführerisch, noch witzig, noch liebenswürdig bist; doch zum Glück hast Du etwas Besseres, als dies Alles . . . Du hast, wie mir scheint, einen großen politischen Takt; Du hast ein tiefes, gründliches Studium aller Mittel gemacht, welche anzuwenden sind, um die Gewissen zu bestechen; Du bist als Bestecher geboren, wie man als Sänger geboren wird, und Du erfreust Dich dabei einer Beredtsamkeit in einem fortlaufenden Strahl, welche im Stande ist, die Gluth der feurigsten Redner der Opposition auszulöschen, zu ersäufen; Du bist bestimmt, die Feuerspritze des Cabinets zu werden, das Dich in seinen Schooß berufen wird, so daß Du, während Du in einem Salon schwerfällig, unbehülflich, ungeschickt bist, wie alle dicken Leute, sobald Du einmal auf der Tribune stehst, eindrucksvoll, niederschmetternd, siegreich wirst; das Geländer verbirgt Deinen Bauch; unter Deinem gestickten Frack gewinnt Deine Büste ein majestätisches Ansehen und Du kannst sogar auf einen schönen Kopf Anspruch machen."

„Wozu soll das Alles?" erwiederte Mornand voll Ungeduld; „Du weißt wohl, daß wir Politiker, wir ernsten Männer entfernt nicht darnach trachten, Gecken, schöne Leute zu sein."

„Was Du da sagst, ist albern wie Alles und Du hättest mich nicht unterbrechen sollen . . . Ich fahre fort . . . Viele Dinge hängen von einem ersten Eindruck ab; Du mußt also sogleich vor den Augen von Fräulein von Beaumesnil unter Deiner glänzendsten Seite erscheinen . . . um sie zu bezaubern, zu magnetisiren. Verstehst Du das?"

„Ja, das ist richtig, doch wie?"

„Du sollst in drei Tagen in der Kammer sprechen?"

„Ja, über den Kabeljaufang . . . eine sehr studirte Rede."

„Wohl! Du mußt triumphiren . . . poetisch . . . rührend . . . schäferlich . . . im Kabeljaufang sein, und das ist leicht, wenn Du Dich immer neben der Frage hältst. Du kannst von den Fischern, von ihrer anziehenden kleinen Familie, vom Sturm an der Küste, vom Mondschein auf der Düne, vom europäischen Handel, von der Schifffahrt und anderem abgeschmacktem Zeug sprechen."

„Aber ich habe die Frage nur aus dem ökonomischen Gesichtspunkt betrachtet."

„Es handelt sich nicht um Oekonomie," rief Ravil, seinen Freund unterbrechend, „Du mußt im Gegentheil von den Schätzen Deiner Beredtsamkeit verschwenderisch Gebrauch machen, um die kleine Beaumesnil . . in Betreff des Kabeljaufangs zu blenden."

„Ah! Du bist ein Narr?"

„Höre mich doch, dicker Unschuldiger. Der gute la Rochaigue wird das Wort haben, die Gouvernante auch, und so wird morgen und übermorgen das kleine Mädchen um sich her aus allen Tonarten sagen hören: „‚Donnerstag soll in der Kammer der Pairs der berühmte, der beredte Herr von Mornand, der zukünftige Minister, sprechen; ganz Paris wird dort sein . . . man reißt sich um die Billets zur Tribune . . . denn wenn Herr von Mornand spricht, ist es ein Ereigniß."

„Ich verstehe, Ravil, Du hast das Genie der Freundschaft."

„La Rochaigue findet natürlich Mittel, Fräulein von Beaumesnil dahin zu bringen, daß sie der vielbesprochenen Sitzung aus Neugierde beiwohnen will; ich gehe ihnen voran; es ist verabredet, daß la Rochaigue seine Mündel vor der Thüre mit allerlei Bagatellen bis zu dem Augenblick unterhält, wo Du, die Tribune besteigend, den Hahnen

Deiner Beredtsamkeit geöffnet hast . . . Dann eile ich hinaus und benachrichtige den Vormund, der mit seiner Mündel im schönsten Augenblick Deines Triumphes eintritt."

„Das ist vortrefflich!"

„Und kannst Du unter Deinen Gevattern mit dem Versprechen der Vergeltung eine gut mit: „Ah! vortrefflich! . . . Das ist ganz klar! Bravo! bewunderungswürdig u. s. w. genährte und gespickte Claque rekrutiren, so mußt Du im Sturm siegen."

„Ich wiederhole, das ist vortrefflich . . . es ärgert mich nur Eines," sagte Mornand.

„Was?"

„Sobald ich gesprochen habe, macht es sich dieser Montdidier zur Aufgabe, mich zu widerlegen und zu schlagen . . . Er ist weder ein Politiker, noch ein Mann der Praxis . . . aber er ist beißend wie ein Teufel; er hat die Kühnheit, ganz laut zu sagen, was viele Leute ganz leise denken, und wenn er vor Fräulein von Beaumesnil . . ."

„Oh! Mann von sehr wenig Mitteln, beruhige Dich doch; sobald Du Deinen Hahnen wieder geschlossen hast, und während Du die zahlreichen Glückwünsche Deiner Gevattern empfängst, rufen wir aus: Das ist herrlich, das ist erstaunlich, das ist hinreißend! Das ist Mirabeau, For, Sheridan, Canning . . . Dabei muß es bleiben. Hierauf darf man nichts mehr hören, und wir gehen rasch mit der Infantin hinaus; wonach dieser wüthende Montdidier Dich schlachten, lächerlich machen kann, so viel es ihm beliebt. Sei indessen von Einem überzeugt, was ich Dir als Strauß aufbewahrt habe . . . Solltest Du Dich aus dem politischen Leben zurückziehen, solltest Du dem guten la Rochaigue entschieden erklären, Du könnest ihn nicht zum Pair von Frankreich machen, so würde doch in Folge eines leuchtenden Gedankens, der mir gekommen ist, nicht nur der Baron mit allen seinen Kräften Deine Heirath betreiben, sondern Du hättest auch Frau von la Rochaigue und ihre Schwägerin für Dich,

während jetzt, was wir Vortheilhaftestes hoffen können, nur ist, daß sie neutral bleiben."

„Aber warum soll dann dieses Mittel nicht sogleich angewendet werden?"

„Ich habe wohl einige Pfähle gesteckt . . . einige Worte gewagt . . . aber Alles im Unbestimmten gelassen."

„Warum dies?"

„Weil ich nicht weiß, ob Dir das zusagen würde . . . Du könntest Bedenklichkeiten haben, und dennoch hat man die anständigsten, die bedeutendsten Leute . . . Könige sogar . . ."

„Könige? Ich will sterben, wenn ich Dich verstehe, Ravil, erkläre Dich . . ."

„Ich zögere . . . Die Menschen bringen zuweilen ihre Eitelkeit so sonderbar an!"

„Ihre Eitelkeit?"

„Man ist im Ganzen nicht hiefür verantwortlich; was vermag man gegen die Natur?"

„Gegen die Natur? In der That, Ravil, Du wirst ein Narr; was soll dies Alles bedeuten?"

„Und dabei bist Du so glücklich, den Anschein für Dich zu haben . . . Du bist fett, Du hast eine klare Stimme und beinahe keinen Bart."

„Nun, und hernach?"

„Du begreifst nicht?"

„Nein."

„Und er nennt sich einen Politiker!"

„Was Teufels schwatzst Du mir da von meiner klaren Stimme, von meinem geringen Bart und von der Politik vor?"

„Mornand, Du machst, daß ich an Deinem Scharfsinn zweifeln muß; was hast Du mir vorgestern in Beziehung auf das Heirathsproject der jungen Königin von Spanien gesagt?"

„Vorgestern?"

„Ja, als Du mir ein hohen Ortes erlauschtes Staatsgeheimniß anvertrautest."

„Stille doch . . .“

„Sei unbesorgt, ich bin verschwiegen wie das Grab . . . erinnere Dich dessen, was Du mir sagtest.“

„Ich sagte Dir, wenn man eines Tages einen französischen Prinzen mit der Schwester der Königin von Spanien verheirathen könnte, so wäre es der Triumph der Diplomatie, der genannten Königin einen Prinzen zu geben, der genug Sicherheit, genug Garantien durch seine Antecedentien böte.“

„Es scheint, man nennt das in der Familiendiplomatie Garantien und Antecedentien.“

„Sprich weiter.“

„Ein Prinz, sage ich, der solche Bürgschaften böte, daß, da die Königin nie Kinder bekommen könnte . . . der Thron später den Kindern ihrer Schwester . . . nämlich französischen Prinzen gehören würde . . . eine herrliche Combination!“ fügte der zukünftige Minister voll Bewunderung bei. „Es hieße dies die monarchische Politik des großen Königs fortsetzen. Eine europäische Frage! . . . eine dynastische Frage!“

„Eine Hosenfrage,“ erwiederte Herr von Ravil die Achseln zuckend; „doch gleichviel, die Lehre ist gut . . . benütze sie also.“

„Welche Lehre?“

„Antworte mir, wer sind die einzigen Verwandten, welche Fräulein von Beaumesnil bleiben?“

„Herr von la Rochaigue, seine Schwester und nach ihnen die Tochter von Herrn von la Rochaigue, welche in der Provinz verheirathet ist.“

„Ganz richtig . . . So daß, wenn Fräulein von Beaumesnil ohne Kinder sterben würde?“

„Die Familie la Rochaigue würde sie beerben, das ist klar wie der Tag; doch wo Teufels willst Du damit hinaus?“

„Warte doch . . . Nimm nun an, die Familie la Rochaigue könnte machen, daß Fräulein von Beaumesnil einen Mann heirathen würde, der . . . die . . . Garan=

tien . . . die beruhigenden Antecedentien böte, von denen Du so eben in Beziehung auf die wünschenswerthe Wahl der Königin von Spanien gesprochen hast . . . hätten die la Rochaigue nicht das ungeheuerste Interesse, eine Heirath schließen zu sehen, die, da sie ohne Nachkommenschaft bleiben müßte, ihr eines Tags das Vermögen ihrer Verwandtin sichern würde?"

„Ravil, ich verstehe," sagte Herr von Mornand mit einer wichtigen Miene, ergriffen von der Größe dieses Gedankens.

„Sprich . . . willst Du, daß ich Dich in den Augen von la Rochaigue als einen Mann darstelle, der (abgesehen vom königlichen Blut), vollkommen würdig erscheine, der Gemahl einer Königin zu sein, deren Schwager ein französischer Prinz wäre? Bedenke wohl, Du machst Dir dadurch die Schwester und die Frau des Barons zu Verbündeten."

Nach einem langen Stillschweigen sagte Herr von Mornand zu seinem Freund mit einer zugleich diplomatischen und majestätischen Miene:

„Ravil, ich gebe Dir unumschränkte Vollmacht."

In dem bei uns erscheinenden „Weltpanorama," 105—122. Bändchen, ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Antillen

mit besonderer Rücksicht auf die Emancipation der Negersklaven,

geschildert von

Victor Schölcher.

Aus dem Französischen übersetzt von

Gottl. Fink.

12. geh. 18 Bdchn. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 12 Ngr.

Wenn wir hier die in Frankreich hochgeschätzten Schriften Victor Schölchers über die französischen und fremden Colonien der deutschen Lesewelt in einer Uebersetzung übergeben und dadurch diesem Manne, der eine in unsere Zeit tief eingreifende Idee mit allen Mitteln eines reichen Geistes und mit erhabener Aufopferung geltend macht, auch in Deutschland Anerkennung verschaffen wollen, so bezahlen wir, wie wir glauben, damit eine Schuld welche Deutschland abtragen muß. Victor Schölcher ist, wie Ruge in seinen „zwei Jahren in Paris" sich ausdrückt, „eine der Notabilitäten der social-demokratischen Partei, ein ruhiger, plastischer Charakter, eine wahrhaft humane Gestalt. Schölchers Name in Abstammung ist deutsch, er selbst ist es nicht. Er wuchs in Paris auf, wohin sein Vater aus dem Elsaß eingewandert war. Aber wenn die Ruhe, die methodische Festigkeit, der Ernst und die Gründlichkeit deutsche Tugenden sind, so macht

Schölcher seinem Ursprung Ehre, während die gebildete Form und das große, freie Interesse, der humane Beruf und die freie Bewegung in ihm die edelsten Producte Frankreichs und seiner Hauptstadt sind." Die Idee, der er sein Leben geweiht hat, ist die Emancipation, zunächst die Emancipation der Negersklaven. Seine Werke über die französischen und fremden Colonien, die hier deutsch erscheinen, machen ihn zu einer Autorität in der Sklavenfrage. Nun haben wir Deutschen zwar keine Colonien und somit auch keine schwarzen Sklaven, allein mit Recht sagt Ruge: „diese Frage ist für ihn nicht eine Specialität, sie ist die Freiheitsfrage, und das ethische sowohl als das theoretische Interesse ist ein ganz allgemeines." Dieselben Gründe welche gegen die Befreiung der Neger geltend gemacht werden, werden auch gegen die allgemeine Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Classe in Europa ins Feld geführt, und die siegreiche Logik, mit welcher Schölcher die Nothwendigkeit unmittelbarer und gänzlicher Emancipation der Negersklaven nachweist, findet ihre Anwendung auf alle Verhältnisse, in denen es Bedrückende und Bedrückte gibt. Seine Schriften haben also, abgesehen von dem allgemeinen historisch-statistischen Interesse welches sie darbieten, auch praktischen Werth für uns; besitzen wir auch keine Colonien „so haben wir doch genug zu emancipiren und vor allen Dingen den einfachen Satz zu lernen, daß Reichthum, Luxus und Pracht auf einem andern Wege als auf dem der Sklaverei vieler Millionen zu suchen sind, oder wenn es seyn muß, mit allem Reichthum der Erde die Freiheit nicht zu theuer erkauft wird."

Stuttgart, im Dezember 1847.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1036ter bis 1039ter Band.

Enthält:

Die sieben Todsünden.

I.

4tes bis 7tes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1847.

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1847.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die sieben Todsünden

Bd.: 1,1/3

Stuttgart 1847

L.eleg.g. 16 t-1,15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572942-2